Reise

nach

Madagaskar

von

Ida Pfeiffer.

Nebst einer Biographie der Verfasserin,

nach ihren eigenen Aufzeichnungen.

Erster Band.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1861.

Ida Pfeiffer,

nach ihren eigenen Aufzeichnungen.

Biographische Skizze.

Es existiren über Ida Pfeiffer verschiedene, in Encyklopädieen und Zeitschriften zerstreute biographische Aufsätze, die sich theils auf mündliche Mittheilungen der Verstorbenen, theils auf Erzählungen ihr nahe gestandener Personen stützen. Eine authentische Lebensbeschreibung der Weltreisenden gibt es bis jetzt aber noch nicht, obwohl gewiß Viele, welche mit ihren Sympathien die muthige Frau begleiteten, den Wunsch hegen, auch etwas Näheres über das frühere Leben Ida Pfeiffer's zu erfahren. Bei bedeutenden Menschen finden sich die Grundbedingungen einer außerordentlichen Entwickelung meistens schon in der Jugend, und wer ein interessantes Menschenleben von seiner Mittagshöhe bis zum Niedergang mit Theilnahme verfolgt hat, der wird gerne

einen Rückblick in die frühen Tage werfen, in welchen die Keime der späteren Bedeutung gelegt wurden.

Hiermit ist die Veröffentlichung nachstehender Blätter wohl hinlänglich gerechtfertigt, um so mehr, als diese biographische Skizze in Bezug auf das Thatsächliche ausschließlich auf der Erzählung der Verstorbenen selbst beruht. Frau Ida Pfeiffer hat einen kurzen Lebens-Umriß, von ihrer eigenen Hand geschrieben, hinterlassen, dessen Benutzung die Familie mit großer Bereitwilligkeit gestattete. Ihm soll sich eine übersichtliche Darstellung ihrer Reisen und endlich ihr Tagebuch aus Madagaskar, welchem ihr Sohn, Herr Oskar Pfeiffer, die Erzählung ihres Leidens und Todes beifügte, anschließen. Somit läge dann der ganze Lebenslauf der Verstorbenen, mit besonderer Betonung der letzten Ereignisse ihres viel bewegten Daseins, d. h. der in ihren Einzelnheiten so interessanten Reise nach Madagaskar, vor dem Leser.

Unsere Reisende ist am 14. Oktober 1797 in Wien geboren. Sie war das dritte Kind des wohlhabenden Kaufmannes Reyer und erhielt in der Taufe die Namen Ida Laura. Bis zu ihrem neunten Jahre gab es in ihrem elterlichen Hause, außer ihr selbst, nur Knaben, so daß sie unter sechs Geschwistern das einzige

Mädchen war. Durch den fortwährenden Umgang mit ihren Brüdern bildete sich in ihr eine große Lust an dem Wesen und den Spielen der Knaben aus. „Ich war nicht schüchtern, sondern wild wie ein Junge und beherzter und vorwitziger als meine älteren Brüder,“ sagt sie von sich selbst, indem sie beifügt, daß es ihr größtes Vergnügen war, in Knabenkleidern sich unter Jungen umherzutummeln und alle tollen Knabenstreiche mitzumachen. Von Seite der Eltern legte man dieser Tendenz nicht nur kein Hinderniß in den Weg, sondern man gestattete auch, daß das Mädchen Knabenkleider trug, wodurch die kleine Ida vollends den Puppen und dem Küchen-Geschirr gram wurde und sich dagegen mit Trommeln, Säbeln, Gewehren und dergleichen beschäftigte. Der Vater scheint namentlich an dieser Anomalie seine Freude gehabt zu haben. Er versprach im Scherz dem Mädchen, er werde es in einer Militär-Erziehungs-Anstalt zum Offizier heranbilden lassen und forderte mittelbar dadurch das Kind auf, Muth, Entschlossenheit und Verachtung des Schmerzes zu zeigen. Daran ließ es Ida denn nun auch nicht fehlen, nachdem es ihr eifrigster Wunsch war, sich einmal mit dem Säbel in der Faust den Weg durch das Leben zu bahnen. An Beispielen

von Unerschrockenheit und Selbst-Ueberwindung mangelte es sogar in ihrer frühen Kindheit nicht.

Ueber Kinder-Erziehung hegte Herr Reyer seine eigenen Ideen, deren Durchführung in seiner Familie er mit Macht aufrecht erhielt. Er war ein sehr rechtlicher, aber strenger Mann, der die Ueberzeugung hatte, daß die Jugend vor allem vor Unmäßigkeit zu bewahren sei und ihre Gelüste und Begierden bezähmen lernen müsse. In Folge dessen erhielten seine Kinder eine genau zugemessene, einfache, fast karge Kost und mußten ruhig bei Tische zusehen, wenn die Erwachsenen sich an verschiedenen Speisen gütlich thaten. Ebenso war es den Kleinen nicht gestattet, ihr Verlangen nach irgend einem eifrig gewünschten Spielzeug in wiederholter Bitte auszusprechen. Ja, die Gesinnungs-Strenge des Vaters ging so weit, daß er den Kindern manchen billigen Wunsch abschlug, manche Freude versagte, nur um sie an Entbehrung zu gewöhnen. Widerstand duldete er nicht, und selbst Vorstellungen gegen seine an Härte streifende Strenge ließ er nicht gelten.

Unzweifelhaft ging der alte Herr in der Konsequenz seines Erziehungs-Systems zu weit; aber eben so sicher ist es, daß aus der kleinen Ida, ohne diese spartanisch

strenge Erziehung, nie die Weltreisende geworden wäre, die Wochen und Monate lang die stärksten Strapazen oft bei der erbärmlichsten Nahrung ertragen konnte. So finden die Haupt-Eigenschaften Ida Pfeiffer's — Muth, Ausdauer, Gleichgiltigkeit gegen Schmerz und Entbehrungen ihre Ausbildung in einer fast bizarren Erziehungs-Methode, für welche sich in unserer alles Eigenthümliche mit Hast nivellirenden Zeit schwer ein Vertheidiger finden dürfte. Das Besondere mit seinen scharfen Umrissen und tiefen Schatten verblaßt immer mehr in dem Lichte einer hellen, vernünftigen Alltäglichkeit, die Charakterköpfe, die wir noch in unserer Jugend unter uns umherwandeln sahen, scheiden unersetzt einer nach dem anderen und machen sehr rationellen, aber etwas langweiligen und einförmigen Gestalten Platz.

Ida's Vater starb im Jahre 1806 und hinterließ eine Witwe mit sieben Kindern. Die Knaben befanden sich in einer Lehr-Anstalt und der Mutter fiel die Erziehung des fast neunjährigen Mädchens anheim. So gefürchtet die väterliche Strenge bei den Kindern war, so erschien sie dem Mädchen doch nicht so fatal wie die Melancholie der Mutter, die mit Aengstlichkeit und Mißtrauen jede Bewegung der Kinder überwachte und

aus übertriebenem Pflichtgefühl der heranwachsenden Tochter manche bittere Stunde bereitete.

Einige Monate nach dem Tode des Vaters wurde der erste Versuch gemacht, dem Mädchen die Knabenkleider zu nehmen und die Hose gegen den Unterrock zu vertauschen. Das Attentat erschien der zehnjährigen Ida aber so unerhört, daß sie vor Schmerz und Aerger darüber krank wurde. Auf den Rath des Arztes gab man ihr wieder die Knabenkleider zurück und versuchte nun mit Vorstellungen nach und nach auf den Verstand der Widerspänstigen einzuwirken.

Die dem Mädchen wieder zugestellten Knabenkleider wurden mit stürmischem Enthusiasmus in Empfang genommen, die Gesundheit kehrte zurück und Ida benahm sich nun mehr als je wie ein Junge. Sie lernte alles, was ihr für Knaben passend schien, mit Fleiß und Eifer, betrachtete dagegen jede weibliche Arbeit mit der tiefsten Verachtung, und da sie beispielsweise Klavierspielen mehr als weibliche Art betrachtete, so schnitt sie sich häufig in die Finger oder brannte letztere mit Siegellack, um nur den verhaßten Uebungen zu entgehen. Für Violin-Spiel zeigte sie große Lust. Die Mutter gestattete jedoch dieß nicht, und der Klavier-

Lehrer wurde förmlich oktroyirt und mit Macht aufrecht erhalten.

Als das für Oesterreich so verhängnißvolle Jahr 1809 kam, war Ida zwölf Jahre alt. Nach dem gerade von ihren Neigungen und Ideen Mitgetheilten wird man es natürlich finden, daß sie das größte Interesse an den Kriegsbegebenheiten nahm. Sie las mit Eifer die Zeitung und verfolgte auf der Landkarte die Stellungen der beiden sich feindlich gegenüberstehenden Armeen. Voll Patriotismus jubelte und tanzte sie, wenn die Oesterreicher siegten, während sie bittere Thränen vergoß, wenn das Kriegsglück den Feinden günstig war. Da das elterliche Haus in einer der lebhaftesten Straßen Wiens lag, so gaben die vielen Truppenmärsche oft Gelegenheit zur Unterbrechung der Studien und zur Formulirung der eifrigsten Wünsche für den Sieg der Oesterreichischen Fahnen. Wenn Ida so von ihrem Fenster aus ihre Landsleute in den Krieg ziehen sah, so bedauerte sie nichts mehr, als daß sie noch zu jung war, um den bevorstehenden großen Strauß mitzukämpfen. Sie glaubte nämlich ihre Jugend sei für sie das einzige Hinderniß, mit in den Krieg zu ziehen.

Leider siegten die Franzosen, der Feind rückte in die Hauptstadt ein und die Angelegenheiten Oesterreichs standen grundschlecht. Ja, die kleine Patriotin erlebte den Aerger, daß die verhaßten Sieger in Masse im elterlichen Hause einquartirt wurden, bei dieser Gelegenheit die Hauptrolle spielten, am Tisch mitaßen und für alle derartigen Gefälligkeiten die zuvorkommendste Behandlung beanspruchten. Zeigten nun auch alle Hausbewohner den Siegern ein freundliches Aeußere, so konnten weder Bitten, noch Befehle, noch Drohungen das Mädchen veranlassen, daß es den Franzmännern ein gutes Gesicht machte. Sie gab im Gegentheil ihre Gesinnung durch Schweigen und Trotz, und wenn sie direkt von den Feinden aufgefordert wurde, sich zu äußern, durch Worte des Unmuthes und des glühendsten Hasses zu erkennen. Sie sagt über diesen Punkt: „Mein Haß gegen Napoleon war so groß, daß ich den Mordversuch des bekannten Staps in Schönbrunn als eine der verdienstlichsten Thaten betrachtete und den Thäter, als man ihn vor ein Kriegsgericht stellte und erschoß, wie einen Märtyrer verehrte. Ich glaubte, wenn ich selbst Napoleon hätte ermorden können, ich würde keinen Augenblick gezaudert haben."

Es ist bekannt, daß man Ida dazu zwang, eine Revue, die Kaiser Napoleon in Schönbrunn über seine Truppen abhielt, mit anzusehen, daß das Mädchen, als der Verhaßte vorüber ritt, ihm den Rücken kehrte und für diese Gesinnungstüchtigkeit mit einer Ohrfeige von mütterlicher Seite belohnt wurde, daß die Mutter sie dann an den Schultern festhielt, dabei aber nichts erreichte, da Ida, während der Kaiser mit seinem glänzenden Stab von Marschällen zum zweiten Mal vorüber ritt, die Augen schloß.

Mit dem dreizehnten Lebensjahre erhielt sie zum zweiten Male Mädchenkleider, und diesmal für immer. Sie war nun freilich schon verständig genug, die Nothwendigkeit dieser Umwandlung einzusehen; aber nichts destoweniger kostete dieselbe ihr viele Thränen und machte sie sehr unglücklich. Es handelte sich ja dabei nicht nur um andere Kleider, sondern auch um anderes Benehmen, um andere Beschäftigungen, Gewohnheiten und Bewegungen. „Wie linkisch und unbeholfen war ich Anfangs," sagt sie in ihrem Tagebuche; „wie lächerlich mußte ich in den langen Kleidern aussehen, als ich dabei noch immer lief und sprang und mich in allem benahm wie ein wilder Junge!"

„Glücklicher Weise erhielten wir damals einen jungen Mann als Lehrer, der sich meiner ganz besonders annahm. Ich erfuhr später, daß er die Mutter oft im Geheimen bat, mit mir, als einem Kinde, dessen Gedanken von allem Anfang an eine schiefe Richtung gegeben worden war, Nachsicht zu haben. Er selbst behandelte mich mit ungemeiner Güte, mit dem größten Zartgefühl und bekämpfte mit Beharrlichkeit und Geduld meine verkehrten und verworrenen Ideen. Da ich meine Eltern mehr fürchten als lieben gelernt hatte und er, so zu sagen, das erste Wesen war, das mir mit Freundlichkeit und Theilnahme entgegenkam, so hing ich mit schwärmerischer Liebe an ihm. Ich suchte jeden seiner Wünsche zu erfüllen und fühlte mich nie glücklicher, als wenn er mit meinen Bestrebungen zufrieden schien. Er leitete meine ganze Erziehung, und obgleich es mich gar manche Thräne kostete, meinen jugendlichen Träumereien zu entsagen und mich mit Dingen zu befassen, die ich früher mit der tiefsten Verachtung betrachtet hatte, so that ich es doch — ihm zu Liebe. Selbst alle weiblichen Arbeiten, Nähen, Stricken, Kochen u. s. w. lernte ich. Ihm verdanke ich es, daß ich im Verlaufe von drei bis vier Jahren vollkommen zu der Einsicht der Pflichten

meines Geschlechtes gelangte, daß aus dem wilden Jungen eine bescheidene Jungfrau wurde."

In jener Zeit als Ida der Knaben-Rolle entsagen mußte, keimte in ihr der erste Wunsch die Welt zu sehen. Vom Krieg und vom Soldatenleben wandte sie den Sinn ab, um ihn großen Reisen zuzuwenden; die Reise-Literatur beschäftigte sie auf das Lebhafteste und ersetzte bei ihr das Gefallen an Putz, Bällen, Theatern und allen anderen Vergnügungen, die sonst einen Mädchenkopf ganz anzufüllen pflegen. Wenn sie von Jemanden hörte, der große Reisen gemacht hatte, so erfaßte sie Wehmuth, daß ihr als Mädchen für immer das Glück verschlossen bleiben mußte, das Weltmeer zu durchfurchen und ferne Länder aufzusuchen. Oft lag ihr der Gedanke nahe, mit Naturwissenschaften sich zu beschäftigen; sie unterdrückte ihn aber immer wieder, weil sie darin nur Rückkehr zu den „verkehrten Ideen" witterte. Es wird gut sein, sich vor Augen zu halten, daß im Anfang unseres Jahrhundertes ein Bürgermädchen, auch aus wohlhabender, angesehener Familie, eine weit einfachere Erziehung erhielt als heut zu Tage.

Ein wichtiger Abschnitt im Leben Ida Pfeiffer's mag hier nach ihrer eigenen Erzählung seinen Platz finden:

„In meinem siebzehnten Jahre hielt ein reicher Grieche um meine Hand an. Die Mutter verwarf seinen Antrag, weil der Bewerber nicht katholisch war und ich ihr zum Heirathen noch zu jung schien. Sie fand es unpassend für ein Mädchen unter zwanzig Jahren sich zu verehelichen."

„Bei dieser Gelegenheit ging in meinem Inneren eine große Umwandlung vor. Bisher hatte ich nichts geahnt von jener mächtigen Leidenschaft, die den Menschen zum glücklichsten, aber auch zum unglücklichsten Wesen machen kann. Als mich die Mutter von dem Antrage des Griechen unterrichtete, als ich erfuhr, daß es in meiner Bestimmung läge, einen Mann zu lieben und ihm für immer anzugehören, da gewannen die Gefühle, die ich bisher unbewußt in mir getragen, eine feste Gestaltung und es wurde mir klar, ich könne Niemand andern lieben als T. . ., den Führer meiner Jugend."

„Ich wußte nicht, daß auch T. . . mit ganzer Seele an mir hing; ich kannte ja kaum meine eigenen Gefühle, um wie viel weniger war ich fähig, jene einer anderen Person zu errathen. Als T. . . jedoch von der Bewerbung um mich hörte, als ihm die Möglich-

keit vor Augen trat, mich verlieren zu können, da gestand er mir seine Liebe und beschloß, bei der Mutter um meine Hand anzuhalten."

„T .. hatte sich dem Staatsdienste gewidmet und bereits seit einigen Jahren eine Anstellung erhalten, von deren Gehalt er ganz gut leben konnte. Schon lange war er von dem Beruf eines Lehrers zurückgetreten, ohne jedoch deshalb unser Haus seltener zu besuchen. Er brachte im Gegentheil fast alle freien Stunden bei uns zu, als ob er ganz zur Familie gehörte. Meine fünf Brüder waren seine Freunde und die Mutter hatte ihn so gerne, daß sie ihn oft „ihren lieben sechsten Sohn" nannte. Er fehlte bei keiner Gesellschaft in unserem Hause und bei keiner Einladung, der wir folgten. Bei Theaterbesuchen, Spaziergängen u. s. w. war er stets unser Begleiter. Was war natürlicher, als daß wir beide uns überredeten, die Mutter habe uns für einander bestimmt und werde wahrscheinlich nur die Bedingung setzen, daß wir warten sollten bis ich mein zwanzigstes Jahr erreicht und T... eine bessere Anstellung erlangt haben würde?"

„T... hielt daher um meine Hand an."

„Doch wer vermag unsere schmerzliche Ueber-

raschung zu schildern, als die Mutter ihre Einwilligung nicht nur ganz und gar versagte, sondern auch T... von diesem Augenblick an gerade so haßte, wie sie ihm früher gewogen war. Gegen T... konnte kein anderer Grund vorliegen, als daß ich einmal ein ziemlich großes Vermögen zu erwarten hatte, und daß T... vor der Hand nur einen bescheidenen Gehalt bezog. Hätte die Mutter ahnen können, was später aus meinem Vermögen wurde, wie sich mein Loos so ganz anders gestaltete als sie es in ihren Gedanken sich zurecht gelegt hatte, sie würde mir den tiefsten Kummer und endloses Leid erspart haben!"

„Nach dem Antrage T...'s hätte die Mutter gewünscht, mich so rasch als möglich zu verheirathen. Ich erklärte jedoch bestimmt, daß ich T...'s Frau werden oder unverheirathet bleiben wolle. T... durfte natürlich unser Haus nicht mehr betreten, und da meine Mutter wußte, wie hartnäckig ich auf meinem Willen bestand, wenn es mir ernst um eine Sache war, so führte sie mich zuweilen zu einem Geistlichen, der mir die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern und den Gehorsam, den letztere zu fordern berechtigt sind, klar machen mußte. Man wollte mir einen feierlichen Eid

vor dem Kreuze abnehmen, T... nicht heimlich zu sehen, noch mit ihm Briefe zu wechseln. Den Eid verweigerte ich, aber ich versprach das Verlangte, vorausgesetzt, daß man mir gestattete, T... von allem in Kenntniß zu setzen. Die Mutter gestand dies endlich zu und ich schrieb T... einen langen Brief, in welchem ich ihm alles mittheilte und ihn bat, ja nichts zu glauben, was ihm andere Leute von mir sagen würden. Ich fügte hinzu, daß ich ihn weder sehen noch einen zweiten Brief ihm schreiben könne, daß aber — im Fall ein anderer um meine Hand anhielte und die Mutter mich zu einer Ehe zwingen wolle — T... dies sofort durch mich erfahren werde."

„T...'s Antwort war kurz und voll tiefen Schmerzes. Er schien es begreiflich zu finden, daß unter solchen Umständen keine Hoffnung für uns war, und daß mir nichts anderes übrig blieb als den Befehlen meiner Mutter zu gehorchen. Doch erklärte er bestimmt, er selbst werde nie sich verehlichen."

„Hiermit schloß unsere Korrespondenz. Drei lange traurige Jahre vergingen, ohne daß ich ihn sah und ohne daß sich in meinen Gefühlen oder in meiner Lage etwas änderte."

„Eines Tages ging ich mit einer Freundin meiner Mutter spazieren und begegnete zufällig T... Unwillkürlich blieben wir beide stehen; aber lange vermochten weder er noch ich ein Wort über die Lippen zu bringen. Endlich wurde T... seiner Bewegung Meister und fragte mich, wie es mir ginge. Ich aber war zu tief erschüttert um sprechen zu können. Meine Kniee bebten und es war mir, als müßte ich bewußtlos niedersinken. Dann faßte ich krampfhaft den Arm meiner Begleiterin, zog sie fort mit mir, und ohne zu wissen was ich that, eilte ich nach Hause. — Zwei Tage später lag ich im hitzigen Fieber."

„Der herbeigerufene Arzt mochte die Ursache meiner Krankheit wohl ahnen und erklärte, wie ich später erfuhr, meiner Mutter, daß mein Uebel nicht im Körper, sondern im Gemüth seinen Ursprung habe, daß Arzneien hier wenig helfen würden und daß vor allem eine Besserung meines Seelenzustandes angestrebt werden müsse. Die Mutter beharrte jedoch auf ihrem Willen und sagte dem Arzte, sie vermöge nichts zu ändern."

Die Kranke schwebte lange in Lebensgefahr und wünschte in ihrer Exaltation nichts sehnlicher als den Tod. Als sie durch eine Ungeschicklichkeit ihrer Wär-

terin erfuhr, wie man in der That täglich ihre Auflösung erwartete, beruhigte sie dies so sehr, daß sie in einen tiefen Schlaf verfiel und die Krise glücklich überstand.

Ida's Vater hatte ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, es fehlte daher nicht an Bewerbern um ihre Hand. Sie wies indeß jeden Antrag zurück und kam dadurch ihrer Mutter gegenüber in ein immer unangenehmeres Verhältniß, denn der Wunsch der letzteren, Ida möge ihre Wahl treffen, sprach sich stets drängender aus. Durch diese häuslichen Mißhelligkeiten wurde endlich der Wille des Mädchens gebrochen, nachdem ihr jedes Loos erträglicher erschien als in der bisherigen Lage fortzuleben. Sie erklärte, sie werde den nächsten Freier annehmen, nur müsse er ein bejahrter Mann sein. Damit wollte sie T... beweisen, daß nicht Liebe sondern moralischer Zwang sie zum Ehebündniß getrieben habe.

Im Jahre 1819, als Ida 22 Jahre alt war, wurde Dr. Pfeiffer, einer der ausgezeichnetsten Advokaten Lembergs, Witwer und Vater eines schon erwachsenen Sohnes, in dem Reyer'schen Hause eingeführt. Er hielt sich nur einige Tage, verschiedener Geschäfte

wegen, in Wien auf, und empfahl bei seinem baldigen Abschied der Reyer'schen Familie seinen Sohn, der an der Wiener Universität die Rechte studirte.

Ungefähr vier Wochen später kam ein Brief von Dr. Pfeiffer, in welchem er um Ida förmlich anhielt. Da er mit Ida nur einige Worte über die gleichgiltigsten Dinge gewechselt, so hatte sie auch nicht im entferntesten an die Möglichkeit einer Werbung von dieser Seite gedacht. Sie wurde nun an ihr Versprechen erinnert, den nächsten Freier anzunehmen.

„Ich versprach die Sache zu überlegen," sagt sie in ihrem Tagebuch. „Dr. Pfeiffer schien mir ein sehr vernünftiger, gebildeter Mann zu sein; was aber in meinen Augen noch weit mehr zu seinem Vortheil sprach, war, daß er hundert Meilen von Wien entfernt lebte und 24 Jahre mehr zählte als ich."

Nach acht Tagen willigte sie unter der Bedingung ein, Dr. Pfeiffer die wahre Lage ihres Herzens mittheilen zu dürfen. Dieß geschah denn auch in einem ausführlichen Briefe, in welchem sie ihrem Freier nichts verheimlichte, wobei sie die stille Hoffnung nährte, derselbe werde von seiner Werbung abstehen. Dr. Pfeiffer aber antwortete alsbald, er sei durch das Geständniß

einer 22jährigen Jungfrau, daß sie schon geliebt habe, gar nicht überrascht. Diese wahrheitsgetreue, offene Darstellung lasse ihm Ida gerade um so achtungswerther erscheinen; er beharre bei seiner Werbung und glaube fest, daß er sie nie zu bereuen haben werde.

Nun lag Ida die schwere Pflicht ob, T... die Wendung ihres Geschickes mitzutheilen. Sie that dieß in einigen Zeilen, wie man sich denken kann, mit den schmerzlichsten Gefühlen. Die Antwort war durchaus in dem würdigsten Tone gehalten, voll Entsagung und Edelsinn. T... sprach wiederholt die Versicherung aus, er werde ihrer nie vergessen und sich nie verehelichen. Er hat sein Wort gehalten.

Die Trauung mit Dr. Pfeiffer fand am 1. Mai 1820 statt, und acht Tage später reiste das neue Ehepaar nach Lemberg ab. Die Fahrt brachte Zerstreuung, indem sie in der jungen Frau die alte Reiselust anfachte und gab dem Paar Gelegenheit sich näher kennen zu lernen. Ida fand in ihrem Mann Redlichkeit, Offenheit und Verstand, und wenn es auch nicht in ihrer Macht lag, ihn zu lieben, so konnte sie ihm doch Achtung und herzliche Zuneigung um so weniger versagen, als er sich ebenso liebevoll als zartsinnig gegen sie zeigte. Sie

nahm sich vor, ihre Pflichten redlich zu erfüllen und sah mit einer gewissen Beruhigung der Zukunft entgegen.

Dr. Pfeiffer war ein Mann der geraden und freien Gesinnung, der das Unrecht, wo er es antraf, rücksichtslos aufdeckte und angriff, und aus seiner Ueberzeugung kein Hehl machte. In dem Beamten-Schlendrian in Galizien war damals gar mancherlei faul; es fehlte nicht an bestechlichen und unredlichen Beamten. Namentlich hatte Dr. Pfeiffer Gelegenheit, bei einem großen Prozeß, den er siegreich durchführte, Schwindeleien der stärksten Art zu entdecken, die er furcht- und schonungslos der höchsten Autorität in Wien anzeigte. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, die Angaben Dr. Pfeiffer's erwiesen sich als begründet und mehrere Beamte wurden theils entlassen, theils versetzt.

Indeß blieben für Dr. Pfeiffer die schlimmen Folgen auch nicht aus. Durch seine Anzeige hatte er sich den größten Theil der Beamten zu Feind gemacht, und diese feindselige Gesinnung trat so oft und so entschieden zu Tage, daß Dr. Pfeiffer endlich seine Advokatur niederlegen mußte, denn er wäre für seine Klienten nicht nur von keinem Nutzen gewesen, sondern hätte ihnen geradezu geschadet.

„Mein Mann," schreibt Ida Pfeiffer, „hatte das alles wohl vorausgesehen; aber es ging ihm gegen die Natur, über schmachvolle Ungerechtigkeiten ein Auge zuzudrücken. Noch in demselben Jahre legte er seine Stelle nieder und nachdem er seine Privat-Geschäfte geordnet, übersiedelten wir 1821 nach Wien, wo er bei seinen vielseitigen Kenntnissen leicht eine Beschäftigung zu finden hoffte. Sein Ruf jedoch war ihm bereits vorausgeeilt; man kannte in Wien seine Gesinnung und seine Handlungen so gut wie in Lemberg und witterte in ihm einen unruhigen Kopf und einen Feind des Bestehenden. In Folge dessen waren alle seine Bewerbungen um Agenten-Stellen u. dgl. vergeblich. Man gab den unbedeutendsten, talentlosesten Menschen, was man ihm wiederholt verweigerte."

Alles dieß wirkte natürlich sehr störend auf Pfeiffer's Gemüth ein. Er sah sich überall in seinen Arbeiten und Bestrebungen gehemmt und durchkreuzt und was er sonst mit Eifer und Vergnügen betrieb, verursachte ihm jetzt Mißmuth und Aerger. Seine Thätigkeit verlor sich endlich zum Theil, und was er arbeitete, das brachte ihm entweder sehr geringen oder gar keinen Nutzen. Dadurch wurden die Lebens-Verhältnisse

des Pfeiffer'schen Ehepaares alle Tage kritischer. Dr. Pfeiffer hatte wohl früher als tüchtiger Advokat in Lemberg eine bedeutende Einnahme gehabt; aber er liebte es auf großem Fuße zu leben, hielt Wagen und Pferde, führte gute Tafel und dachte nie daran, für die Zukunft zu sorgen. Viele Leute, die seine Großmuth kannten, benutzten ihn, indem sie ihm Geld abborgten. So schwand auch Ida's väterliches Erbe durch einen Freund Pfeiffer's, dem man aus der Klemme helfen wollte. Er fallirte trotz der Hilfe und alles war verloren.

Nachdem Dr. Pfeiffer vergeblich gesucht hatte in Wien Beschäftigung zu erhalten, kehrte er mit seiner Frau nach Lemberg zurück, kam später wieder nach Wien und versuchte endlich sogar sein Glück in der Schweiz, wo er geboren, aber nur die ersten Jahre seines Lebens geblieben war. Es wollte ihm jedoch nirgends gelingen und die Noth, die bittere Noth klopfte an die Pforte dieser Familie.

„Gott allein weiß, was ich durch achtzehn Jahre meiner Ehe litt!" ruft Ida Pfeiffer aus. „Nicht durch rohe Behandlung von Seite meines Mannes, sondern durch die drückendsten Lebens-Verhältnisse, durch Noth und Mangel! Ich stammte aus einem wohlhaben-

den Hause, war von frühester Jugend an Ordnung und Bequemlichkeit gewöhnt, und nun wußte ich oft kaum, wo ich mein Haupt niederlegen, wo das Bischen Geld hernehmen sollte, um mir nur das höchst Nöthige anzuschaffen. Ich verrichtete alle Hausarbeiten, ich fror und hungerte, ich arbeitete im Geheimen für Geld, ich ertheilte Unterricht in Zeichnen und Musik, und doch trotz aller Anstrengungen gab es oft Tage, an welchen ich meinen armen Kindern kaum etwas mehr als trockenes Brot zum Mittagessen vorzusetzen hatte!"

„Allerdings hätte ich bei meiner Mutter oder bei meinen Geschwistern Unterstützung suchen und finden können; allein dagegen empörte sich mein Stolz. Jahre lang kämpfte ich mit der Noth und verheimlichte meine Lage; oft war ich der Verzweiflung so nahe, daß mich nur noch der Gedanke an meine Kinder aufrecht erhielt. Endlich brach das Uebermaß der Leiden meinen Sinn und ich nahm verschiedene Male die Hilfe meiner Brüder in Anspruch."

Ida Pfeiffer hatte zwei Söhne. Eine Tochter war einige Tage nach der Geburt gestorben. Die Erziehung der Söhne fiel ganz der Mutter zu, und da der jüngere viel Talent für Musik zeigte, so gab sie sich besondere Mühe mit ihm, um seine guten Anlagen auszubilden.

Im Jahre 1831 starb die alte Frau v. Reyer, während der langen Krankheit, die ihrem Tode voranging, von ihrer gerade in Wien weilenden Tochter sorgsam gepflegt. Ida begab sich nach dem Tode ihrer Mutter abermals nach Lemberg, von wo Dr. Pfeiffer neuerdings über sichere Aussichten auf eine passende Beschäftigung schrieb. Der nunmehr 60jährige Mann lebte aber nur immer in Illusionen — ein einfaches Versprechen genügte, um ihn mit größtem Vertrauen in die Zukunft zu erfüllen. Als daher Ida das Schwankende dieser Verhältnisse noch einmal während zwei Jahren genau erfahren hatte, kehrte sie wieder nach Wien zurück, wo es ihr wenigstens leichter war, ihren Söhnen eine ordentliche Erziehung zu geben.

Durch den Tod ihrer Mutter hatte sie zwar kein großes Vermögen, aber doch so viel geerbt, daß sie anständig leben und ihren Kindern ordentliche Lehrer halten konnte. 1835 siedelte sie definitiv nach Wien über, während Dr. Pfeiffer in Lemberg blieb, wohin ihn Gewohnheit und die Neigung für seinen dort angestellten Sohn aus erster Ehe zog. Nur von Zeit zu Zeit kam er nach Wien, um Frau und Kinder zu sehen.

Bei einer Reise, welche Ida Pfeiffer mit ihrem

jüngeren Sohne nach Triest machte, um denselben dort Seebäder nehmen zu lassen, sah sie zum ersten Male das Meer. Der Eindruck, den die See auf sie machte, war überwältigend. Die Träume ihrer Jugend tauchten mit den imposantesten Bildern ferner, noch unbekannter Länder voll fremdartiger, üppiger Vegetation auf. Eine kaum zu bewältigende Reiselust erwachte in ihr, und gerne hätte sie das erste Schiff bestiegen, um hinauszufahren in das unermeßliche, geheimnißvolle Meer. Nur die Pflicht gegen ihre Kinder hielt sie zurück; doch fühlte sie sich glücklich, als sie Triest wieder verlassen konnte und der Karst zwischen ihr und der See lag; denn die Sehnsucht nach der weiten Welt hatte in der Seestadt wie ein Alp auf ihrer Brust gelegen.

Als sie wieder nach Wien in ihr ruhiges Alltags-Leben zurückgekehrt war, beschäftigte sie fortwährend der Wunsch, daß sie so lange bei Kraft bleiben möge, bis ihre Söhne selbstständig und auf das eigene Wissen gestützt sich in der Welt bewegen könnten. Dieser Wunsch wurde ihr erhört. Ihre Söhne wuchsen kräftig heran und wurden in ihrem Berufe wackere Männer.

Die vollendete Erziehung und gesicherte Stellung beider gab Ida Pfeiffer wieder sich selbst und ihren

Reise-Gedanken zurück. Das alte Projekt, die Welt zu sehen, tauchte neuerdings auf und fand nun in den Gründen der Vernunft und Pflicht keinen Widerstand mehr. Viel beschäftigte sie die Idee, wie sie allein eine größere Reise ausführen werde — denn allein mußte sie reisen, da ihr Mann schon zu alt war, um die Strapazen eines derartigen Unternehmens zu ertragen, und die Söhne ihrem Berufe nicht auf längere Zeit entrissen werden konnten. Auch die Geldfrage gab viel Stoff zum Nachdenken. Die Länder, welche sie besuchen wollte, hatten weder Gasthöfe noch Eisenbahnen, durch deren Abwesenheit der Reisende zu viel bedeutenderen Ausgaben genöthigt ist, da er alles, dessen er bedarf, mit sich führen muß. Und über viel Geld hatte Ida Pfeiffer, nachdem sie einen Theil ihres mütterlichen Erbe zur Erziehung ihrer Söhne verwendet, nicht zu verfügen.

„Doch war ich bald über diese wichtigen Punkte mit mir einig," schreibt sie in ihrem Tagebuche. „Was den ersten anbelangt, daß ich als Frau allein in die Welt hinaus wollte, so verließ ich mich auf meine Jahre (ich zählte deren schon 45), auf meinen Muth und auf die Selbstständigkeit, die ich in harter Schule des Lebens

erlangt hatte, als ich nicht nur für mich und meine Kinder, sondern auch mitunter für meinen Mann sorgen mußte. In Betreff des Geldpunktes war ich zur größten Sparsamkeit entschlossen. Unbequemlichkeiten und Entbehrungen schreckten mich nicht. Ich hatte ja deren schon genug und zwar gezwungen ertragen; wie viel leichter mußten die freiwillig aufgesuchten mit einem bestimmten Ziel vor Augen, zu ertragen sein!"

Eine andere Frage, nämlich: Wohin? war auch bald beantwortet, da zwei Projekte die Gedanken der Reiselustigen von Jugend auf beschäftigten — eine Nordpol-Fahrt und eine Reise in das heilige Land. Der Nordpol zeigte trotz aller magnetischen Anziehungskraft bei näherer Ueberlegung unüberwindliche Schwierigkeiten. Es blieb daher das „heilige Land." Als sie indeß ihren Freunden von ihrem Wunsch, Jerusalem zu besuchen, erzählte, wurde sie einfach als Närrin, als überspannte Person behandelt und niemand schien ein solches Unternehmen ihr im Ernst zuzutrauen.

Nichtsdestoweniger beharrte sie bei ihrem Entschluß, verheimlichte aber das eigentliche Ziel der Reise, indem sie erklärte, sie werde eine Freundin in Konstantinopel, mit der sie seit langer Zeit in lebhafter Korrespondenz

stand, besuchen. Sie zeigte niemanden ihren Paß und keiner von denjenigen, die von ihr sich verabschiedeten, ahnte ihr eigentliches Ziel. Am schwersten wurde ihr der Abschied von ihren Söhnen, die mit großer Liebe an ihr hingen und sie gar nicht aus ihren Armen lassen wollten. Mit aller Kraft kämpfte sie ihre weiche Stimmung hinab, vertröstete die Ihrigen auf baldiges Wiedersehen und bestieg am 22. März 1842 das Dampfboot, das sie die Donau hinabtrug nach dem Schwarzen Meer und der Stadt des Halbmondes. Sie besuchte Brussa, Beirut, Jaffa, das Todte Meer, Nazareth, Damaskus, Balbek, den Libanon, Alexandrien, Kairo und reiste durch die Wüste des Isthmus von Suez zum Rothen Meer. Von Egypten kehrte sie über Sicilien und durch ganz Italien in die Heimath zurück und traf im Dezember 1842 in Wien ein. Da sie nach einem sorgfältig geführten Reise-Tagebuch oft ihren Freunden und Bekannten von ihren Erlebnissen erzählte, so wurde sie mehrfach aufgefordert, ihren ganzen Pilgerzug drucken zu lassen. Der Gedanke, Schriftstellerin zu werden, widerstrebte jedoch ihrer Bescheidenheit, und erst als ein Verleger ihr direkt Anträge machte, willigte sie ein, ihr Erstlingswerk der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es

erschien unter dem Titel: „Reise einer Wienerin in das heilige Land“ (2 Bände Wien 1843, vierte Auflage 1856) und obgleich die Verfasserin weder viel Neues zu erzählen hatte, noch in dem damals so beliebten Stil berühmter „Reisendinnen“ den geistreichen Damen-Pegasus ritt, so machte ihr Büchlein, wie die vier Auflagen beweisen, doch Glück. Es scheint, daß gerade die Einfachheit der Darstellung und die schmucklose Erzählung der Wahrheit sich rasch ein großes Publikum eroberten.

Der gute Erfolg dieser ersten Reise, welcher der Pilgerin durch Honorar neue Geldmittel zuführte, erweckte in ihr bald wieder Reise-Plane, und dießmal trieb es sie nach dem fernen Norden, wo sie großartige Bilder, außerordentliche Natur-Erscheinungen aufsuchte.

Nach mancherlei Vorbereitungen, zu welchen das Erlernen der englischen und der dänischen Sprache, sowie des Daguerreotypirens zählte, und nachdem sie sich genau über die zu besuchenden Länder unterrichtet, trat sie am 10. April 1845 ihre Reise nach dem Norden an. Am 16. Mai landete sie an der isländischen Küste, durchstreifte die interessante Insel nach allen Richtungen, besuchte den Geiser, sowie die anderen heißen Quellen und erstieg den Hekla, welcher kurz nach ihrer

Abreise, nachdem er siebenzig Jahre gerastet, wieder Feuer zu speien begann. Ende Juli segelte sie nach Kopenhagen zurück, reiste von da nach Christiania, Thelemarken, über die schwedischen Seen nach Stockholm, und über Upsala nach den Eisenwerken von Danemora. Ueber Travemünde, Hamburg und Berlin suchte sie wieder ihre Vaterstadt auf, in der sie am 4. Oktober 1845 — also nach sechsmonatlichen Wanderungen — eintraf.

Das Tagebuch dieser zweiten Reise erschien unter dem Titel: „Reise nach dem Skandinavischen Norden und der Insel Island" (Pest 1846, 2 Bände) und wurde gleichfalls viel gelesen. Der Erlös der mitgebrachten Naturalien, sowie das Honorar des Verlegers bildeten für Ida Pfeiffer die Grundlage von Ersparnissen für neue Unternehmungen, welche in Folge der bisher errungenen Erfolge in jeder Hinsicht größere Dimensionen annehmen sollten. Eine Reise um die Welt war es, die den Geist der kühnen Frau jetzt beschäftigte und diese einmal gefaßte Idee ließ ihr bald keine Ruhe mehr.

„Größere Mühsale und Entbehrungen," schreibt sie, „als ich in Syrien und Island ausgestanden hatte, konnte ich nirgends erwarten. Auch die Kosten erschreckten mich

nicht, da ich nun schon aus Erfahrung wußte, wie wenig man bedarf, wenn man sich auf das Allernöthigste beschränkt und jeder Bequemlichkeit, jedem Ueberfluß zu entsagen bereit ist. Durch meine Ersparnisse erhielt ich Summen, welche einen Fond bildeten, mit dem Reisende wie der Fürst Pückler-Muskau oder wie Chateaubriand und Lamartine höchstens auf einer vierzehntägigen Badereise ausgekommen wären, die mir, der einfachen Pilgerin, aber zu zwei- und dreijährigen Fahrten genügend schienen und, wie die Folge zeigte, es auch waren."

Indem sie von ihren großartigen Reiseplanen den Verwandten und namentlich ihren Söhnen nichts sagte, sondern nur Brasilien als ihr Ziel nannte, nahm sie am 1. Mai 1846 von Wien Abschied und begab sich nach Hamburg, wo sie erst am 28. Juni in einer kleinen dänischen Brigg eine passende Gelegenheit zur Reise nach Brasilien fand.

Durch ungünstiges Wetter und Windstillen aufgehalten, brauchte das Schiff von Hamburg zur Passirung des Kanals La Manche einen vollen Monat, d. h. dieselbe Zeit, die es von da bis zum Aequator segelte. Am 16. September landete es in Rio Janeiro. Von

hier aus unternahm Ida Pfeiffer verschiedene Ausflüge in das Land. Auf einem derselben wurde sie von einem entlaufenen Negersklaven, wahrscheinlich in raubmörderischer Absicht, angefallen. Da der Schwarze mit einem Messer bewaffnet war, so erlitt sie mehrere Verwundungen, und nur einer ganz zufälligen, rechtzeitigen Hilfe verdankte sie die Rettung ihres Lebens.

Anfangs Dezember 1846 verließ sie Rio Janeiro, umschiffte am 3. Februar 1847 das Kap Horn und landete am 2. März in Valparaiso. So großartig die Eindrücke der Tropenwelt, namentlich in Brasilien, waren, so wenig behagten der Reisenden die Zustände des ehemals spanischen Amerika. Bald schiffte sie sich wieder ein, durchsegelte den großen Ocean und betrat Ende April die Insel Otahaiti. Sie wurde der Königin Pomare vorgestellt, von deren Hofe sie später eine ziemlich lebhafte, mit viel Interesse gelesene Schilderung entwarf. Die damaligen Zustände Europa's waren so ruhig, daß man sich aus Stoffmangel wochenlang in den Zeitungen mit der Königin Pomare beschäftigte. Die Otahaitische Majestät ist heutzutage ziemlich aus der Mode gekommen, wie denn überhaupt Europa jetzt stark mit häuslichen Arbeiten beschäftigt ist und weit

weniger Zeit und Muße hat, glückliche Inseln im Stillen Ocean zu protegiren.

Von Otahaiti begab sich Ida Pfeiffer nach China und kam Anfangs Juli nach Macao. Später besuchte sie Hongkong und die Stadt Canton, in der sie sich gerne mehr umgesehen hätte, wenn nicht die ungewöhnliche Erscheinung einer europäischen Frau für die Gehirn-Funktionen der Söhne des Himmlischen Reiches zu aufregend geworden wäre. Sie lief Gefahr vom Pöbel insultirt zu werden, kehrte daher bald dem glücklichen Lande den Rücken und reiste, Singapore einen kurzen Besuch abstattend, nach Ceylon, wo sie Mitte Oktober landete. Sie durchstreifte die schöne Insel nach verschiedenen Richtungen und besuchte Colombo, Candy und den berühmten Tempel Dagoha. Ende Oktober betrat sie in Madras das Festland von Indien, verweilte längere Zeit in Kalkutta, fuhr den Ganges hinauf bis Benares, sah die Ruinen von Sarnath, und durchstreifte dann Cawnpore, Delhi, Indore und Bombay. Auch die berühmten Felsen-Tempel von Adjunta und Ellora, sowie die Inseln Elephanta und Salsette wurden von ihr in näheren Augenschein genommen. Sie erhielt Zutritt in die Häuser vieler vornehmer Indier

und bekümmerte sich überall um Sitten, Gebräuche und Eigenthümlichkeiten. Auf Tiger-Jagden war sie ebensowohl anwesend wie bei der Verbrennung einer indischen Witwe. Sogar mit den Verhältnissen der englischen Missionäre hat sie sich ziemlich genau eingehend beschäftigt.

Ende April 1848 finden wir Ida Pfeiffer wieder auf der See, den Wanderstab nach Persien hintragend. Von Buschir wollte sie nach Schiras, Ispahan und Teheran; sie wurde aber durch Unruhen im Innern des Landes von diesem Projekte abgebracht und wandte sich nun nach Mesopotamien. Durch den Meerbusen Schat-el-Arab begab sie sich nach Bassora und später nach Bagdad. Nach einem Ausfluge in die Ruinen von Ktesiphon und Babylon reiste sie mit einer Karavane durch die Wüste nach Mosul und den benachbarten Ruinen von Ninive, sodann nach Urumia und Tebris. Dieser Zug durch Mesopotamien und Persien zählt zu den kühnsten und bedeutendsten Unternehmungen der muthigen Frau. Es gehörte ein hoher Grad von Unerschrockenheit und physischer Kraft dazu, die vielen Beschwerden, bei Tag die brennende Sonnenhitze, bei Nacht Unbequemlichkeiten jeder Art, elende Nahrung, ein un-

reines Lager, beständige Furcht vor räuberischen Anfällen zu ertragen und dabei nicht zu Grunde zu gehen. Als sie sich in Tebris dem englischen Konsul vorstellte, wollte derselbe gar nicht glauben, daß einer Frau eine solche Fahrt habe gelingen können.

In Tebris wurde sie bei dem Vicekönig Vali-Ahd eingeführt und erhielt die Erlaubniß, dessen Harem zu besuchen. Am 11. August 1848 reiste sie wieder weiter durch Georgien, Armenien, Mingrelien, über Eriwan, Tiflis und Kutais nach Redutkale. Sie berührte Anapa, Kertsch und Sewastopol, landete in Odessa und gelangte von da über Konstantinopel, Griechenland, die Ionischen Inseln und Triest nach Wien, wo sie am 4. November 1848, gerade nach Einnahme der Stadt durch die Armee des Fürsten Windischgrätz, eintraf. In der von Partheikämpfen durchwühlten Heimath sollte sie also auch keine Ruhe finden.

Indessen verbreitete sich der Ruf Ida Pfeiffer's nach dieser Reise um die Welt immer mehr, denn eine Frau, die, sich nur auf die eigene Kraft stützend, 2800 englische Meilen zu Land und 35.000 Seemeilen zu Schiffe zurücklegt, kann wohl als eine außerordentliche Erscheinung betrachtet werden. Das dritte Werk der

Reisenden, welches unter dem Titel: „Eine Frauenfahrt um die Welt" (3 Bände. Wien. 1850) erschien, hatte guten Erfolg; es wurde zweimal in's Englische und später auch in's Französische übersetzt.

Eine Zeit lang machte sich nun bei Ida Pfeiffer der Gedanke geltend, sich zur Ruhe zu begeben und einen Abschluß der Reise-Erfahrungen eintreten zu lassen. Aber nicht lange hielt die resignirte Stimmung an. Als sie ihre Sammlungen verkauft, ihre Tagebücher geordnet und veröffentlicht hatte, und dabei nicht den geringsten Abbruch ihrer Kräfte fühlte, begann in ihr allmählich der Plan einer zweiten Reise um die Welt zu dämmern. Ihre geringen Reisemittel wurden dießmal von der Oesterreichischen Regierung mit einem Beitrag von 1500 Gulden vermehrt, und am 18. März 1851 verließ sie Wien, um sich vorerst, da sie noch kein bestimmtes Ziel vor Augen hatte, nach London zu begeben und dort die Gelegenheit an sich herankommen zu lassen. Selbst als sie London Ende Mai verlassen und am 11. August in der Kapstadt angelangt war, stand ihr Entschluß noch nicht fest. Lange schwankte sie zwischen Inner-Afrika und Australien, bis sie endlich nach Singapore segelte und daselbst sich zur Bereisung

der Sunda-Inseln entschloß. Sie landete vorerst auf der Westküste von Borneo in Sarawak und fand bei dem Engländer Sir James Brooke, der hier ein unabhängiges Fürstenthum gegründet hat, gute Aufnahme und kräftigen Schutz. Bei einem Ausflug unter die wilden, unabhängigen Dayaks wurde sie von den Kopfjägern nicht nur verschont, sondern sogar gut aufgenommen. Sie erreichte Sintang und setzte dann ihre Reise westlich nach Pontianak und den Diamanten-Minen von Landak fort. Ueberall fand sie bei den holländischen Offizieren und Beamten die bereitwilligste Unterstützung, ohne welche es ihr nicht möglich gewesen wäre, ihre Reisen im Indischen Archipel so weit auszudehnen. Sie wollte von Pontianak mitten durch das von den Europäern noch nicht betretene Innere der Insel nach Benjermassing an der Südküste, fand aber keinen Führer oder Begleiter für diese gefährliche Tour. Sie richtete daher ihre Blicke nach Java und landete Ende Mai 1852 in Batavia. Auch hier wurde ihr überall zuvorkommende Hilfe und Unterstützung bei den Holländern und in Folge dessen auch bei den einheimischen Fürsten. Sie hat dies später mit großem Dank wiederholt öffentlich ausgesprochen.

Am 8. Juli 1852 begann sie ihre Fahrt nach Sumatra, welche sie selbst als die interessanteste aller ihrer Reisen erklärt. Von Padang begab sie sich nämlich mitten unter die Battas, die Menschenfresser sind und noch nie einen Europäer unter sich geduldet haben. Trotzdem, daß die Wilden ihrem Weiterkommen Widerstand entgegensetzten, drang sie doch durch Urwald und eine Bevölkerung von Kannibalen fast bis zum See Eier-Taw vor. Hier wurde sie aber mit vorgehaltenen Speeren zum Rückweg gezwungen, nachdem man ihr schon einige Mal in Aussicht gestellt hatte, daß man sie tödten und verzehren werde. Am 7. Oktober traf sie wieder in Padang ein. Auf Sumatra wurde sie zwei Mal von dem dort einheimischen bösartigen Wechselfieber befallen.

Nach der Insel Java zurückkehrend, unternahm sie Ausflüge nach den Fürstenthümern Djokdjokarta und Surakarta, nach dem Tempel Boro Budoo und nach Surabaja. Hierauf segelte sie nach verschiedenen der kleineren Sunda-Inseln und den Molukken (Banda, Amboina, Saparua, Ceram, Ternate), hielt sich einige Zeit bei den wilden Alforen auf und schloß ihre Sunda-Fahrten auf Celebes.

Von da durchschnitt sie den Großen Ozean (10.150 Seemeilen), um Kalifornien zu besuchen. Zwei Monate lang sah sie nichts als Himmel und Wasser. Am 27. September 1853 betrat sie in San Francisco das Land, besuchte die Goldwäschereien am Sacramento und am Yuba-Flusse, und schlief in den Wigwams der Rothhäute am Rogue River.

Mit dem Schluß des Jahres 1853 segelte Ida Pfeiffer nach Panama und von da weiter nach der Peruanischen Küste. Von Callao begab sie sich nach Lima, um von dort die Cordilleren zu übersteigen, Loretto am Amazonen-Strome und weiterhin die Ostküste Südamerika's zu gewinnen. Die gerade in Peru ausgebrochene Revolution machte aber das Land unsicher und nöthigte die Reisende an einem anderen Uebergangspunkte der Cordilleren ihr Glück zu versuchen. Sie ging nach Eguador zurück und trat im März 1854 von Guayaquil ihre mühevolle Wanderschaft über das Gebirge an. Ganz in der Nähe des Chimborasso überschritt sie die Cordilleren, gelangte auf die Hochebene von Ambato und Tacunga und erlebte hier das seltene Natur-Ereigniß eines Ausbruches des Vulkans Cotopaxi — ein Schauspiel, um das sie später Alexander

von Humboldt beneidete. Als sie am 4. April in Quito eintraf, fand sie leider nicht die gehoffte Unterstützung, d. h. mehrere sichere Leute zur Erreichung und Beschiffung des Amazonen-Stroms. Sie gab daher ihren ursprünglichen Plan wieder auf und mußte die beschwerliche Tour über die Cordilleren zurück machen. In der Nähe von Guayaquil stand sie zweimal Todesgefahr aus, zuerst durch einen Sturz vom Maulthier, und dann durch einen Fall in den von Kaimans stark bevölkerten Fluß Guaya. Ihre Begleiter wollten sie zu Grund gehen lassen, denn sie reichten ihr nicht im geringsten hilfreiche Hand. Mit tiefem Widerwillen kehrte sie dem spanischen Südamerika den Rücken, begab sich zur See nach Panama und überschritt Ende Mai den Isthmus.

Von Aspinwall segelte sie nach New-Orleans und blieb hier bis zum 30. Juni, dann fuhr sie den Mississippi hinauf bis Napoleon und in dem Arkansas bis nach Fort Smith. Ihren den Cherokee-Indianern zugedachten Besuch mußte sie aufgeben, da sie neuerdings einen hartnäckigen Anfall des Sumatra-Fiebers erlebte. Wieder in den Mississippi zurückkehrend, erreichte sie am 14. Juli St. Louis und besuchte in der Nähe

von Libanon den dort angesiedelten badischen Demokraten Hecker. Dann ging sie gegen Norden nach St. Paul und den St. Anthony-Fällen, wandte sich hierauf nach Chicago und gelangte in die großen Seen und zu den Niagara-Fällen. Nach einem Ausfluge nach Canada blieb sie noch einige Zeit in New-York, Boston u. s. w., ging dann zu Schiff und betrat am 21. November 1854 nach einer zehntägigen Fahrt in Liverpool europäischen Boden.

Dieser großen Weltreise hängte sie ein kleines Supplement an, indem sie ihrem Sohn, welcher sich in San Miguel auf den Azoren aufhielt, einen Besuch abstattete und erst im Mai 1855 über Lissabon, Southampton und London nach Wien zurückkehrte.

Die von Ida Pfeiffer gesammelten Naturalien und ethnographischen Gegenstände gelangten zum größten Theil in das britische Museum und in die kaiserlichen Kabinete in Wien. Großes Interesse nahmen Alexander von Humboldt und Karl Ritter in Berlin an den Bestrebungen Ida Pfeiffer's, und Humboldt namentlich ertheilte ihr die freundlichsten Lobsprüche für ihre wackere Gesinnung und ihren Eifer. Auf den Antrag der beiden Gelehrten ernannte die Ber-

liner Geographische Gesellschaft Ida Pfeiffer zum Ehren-Mitgliede, und der König von Preußen verlieh ihr die goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst. In Wien ist man mit der Anerkennung gegen die Landsmännin viel karger gewesen, wahrscheinlich weil schon nach alter Regel der Prophet im Vaterlande nichts gilt.

Die Tagebücher der Reisenden über diese Reise erschienen in Wien unter dem Titel: „Meine zweite Weltreise", 4 Bände. 1856.

Nach jeder ihrer früheren Reisen hatte Ida Pfeiffer eine Zeit lang den Gedanken, auszuruhen und nun der Erinnerung zu leben. Nach ihrer zweiten Reise um die Welt, die so über alle Erwartung befriedigend für sie ausfiel, kamen aber gar keine Ruhegedanken mehr zum Vorschein. Während sie sich noch mit der Ordnung ihrer mitgebrachten Naturalien und der Herausgabe ihrer Tagebücher beschäftigte, faßte sie schon den Plan, Madagaskar zu durchforschen, und ließ sich selbst durch das Zureden Alexander von Humboldts's, der ihr mehrere andere Reise-Projekte vorschlug, nicht von dem einmal in's Auge gefaßten Ziele abbringen.

Das fernere Schicksal Ida Pfeiffer's werden

die folgenden Tagebücher ihrer Reise nach Madagaskar und schließlich die Mittheilungen ihres Sohnes, des Herrn Oskar Pfeiffer, über ihr Leiden und Ende ausführlicher erzählen. Doch bevor der letzte Akt eines so mühevollen und erfahrungsreichen Lebens beginnt, mag eine kurze Charakteristik der Weltreisenden hier ihren Platz finden.

Ida Pfeiffer machte durchaus nicht den Eindruck einer ungewöhnlichen Frau, einer „Emanzipirten" oder gar eines Mannweibes. Im Gegentheil, sie war in Gedanken und Worten so einfach, bescheiden und schlicht, daß der, welcher sie nicht näher kannte, nicht ohne Mühe Spuren dessen, was sie gelernt und erfahren hatte, zu entdecken vermochte. In ihrem ganzen Wesen lag eine Ruhe und Nüchternheit, die vorzugsweise an eine praktische Hausfrau ohne alle schwärmerische Hintergedanken erinnerten. Viele Leute waren deshalb mit ihrem Urtheil über Ida Pfeiffer rasch fertig und geneigt, die Reiselust derselben ausschließlich auf Rechnung einer ungewöhnlich entwickelten Neugierde zu schreiben. Dieser Anschauung stand freilich eine Thatsache schnurstracks entgegen, die in Ida Pfeiffer's Wesen sehr eindringlich zu Tage trat, nämlich die vollständige

Abwesenheit jeder Neugierde. So unruhig ihr ganzes Leben gewesen war, so gemessen und gelassen war ihre persönliche Erscheinung. Von einer Sucht, sich vorzudrängen oder um ferner liegende Dinge zu kümmern, vermochte auch der schärfste Beobachter nichts zu entdecken. Ernst, sehr reservirt und wortkarg, bot sie dem ihr Unbekannten oder fern Stehenden sehr wenig liebenswürdige Seiten.

Wer indeß dazu gelangte, sie näher kennen zu lernen, der fand wohl die einzelnen Elemente zusammen, welche hinter einem unscheinbaren Aeußeren eine außerordentliche Frau bargen. Willensstärke, Zähigkeit des Charakters, die sich bis zum Eigensinn steigerte, waren bald aus gewissen Aeußerungen zu entdecken. Zählt man hiezu einen für eine Frau seltenen persönlichen Muth, Gleichgiltigkeit gegen körperlichen Schmerz und gegen die Bequemlichkeiten des Lebens und den nie rastenden Drang, dem menschlichen Forschen und Wissen nützlich zu sein, so wird man gestehen müssen, daß das Eigenschaften sind, mit welchen man in der Welt etwas ausrichtet. Doch was den Werth dieser Eigenschaften noch erhöhte, war Ida Pfeiffer's Wahrheitsliebe und strenger Sinn für Recht und Ehrenhaftigkeit. So wie

sie nie etwas erzählte, was nicht thatsächlich vollkommen der Wahrheit gemäß war, so hat sie nie etwas versprochen, was sie nicht hielt. Sie hatte Charakter — wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt.

Daß ihre Mittheilungen durch ihre anerkannte Wahrheitsliebe einen erhöhten Werth erhalten, liegt auf der Hand, und da sie weder für konfessionelle noch für andere Vorurtheile zugänglich war, so basirt ihr Urtheil immer auf gesundem Boden. Hätte sie in ihrer Jugend mehr sich mit Natur-Wissenschaften beschäftigt und in dieser Richtung positive Kenntnisse besessen, so wären ihre Reisen allerdings noch von weit größerem Nutzen gewesen; aber im Anfang unseres Jahrhundertes waren die Männer, die sich außer ihrem Fach mit Natur-Wissenschaften beschäftigten, Seltenheiten, geschweige denn die Frauen. Ida Pfeiffer fühlte wohl diese Lücke und dachte in vorgerückteren Jahren mehrmals daran, sie auszufüllen; sie hatte jedoch dazu weder die Zeit noch die Geduld.

Ihrem Streben deshalb alles Verdienst für die Wissenschaft abzusprechen, wäre ein Unrecht, dessen sich die kompetentesten Männer durchaus nicht schuldig gemacht haben. Sie drang in manche Gegenden, welche

nie der Fuß eines Europäers betreten hatte, und gerade daß sie Frau war, schützte sie in ihren gefährlichsten Unternehmungen. Man ließ sie ruhig weiter ziehen, wo man einen Mann gewiß nicht geduldet hätte. Ihre Mittheilungen haben daher häufig das Verdienst des thatsächlich Neuen in der Länder- und Völkerkunde, oder den Nutzen, daß sie irrige oder übertriebene Meinungen auf das richtige Maß zurückführten. Ferner kamen der Wissenschaft die reichen Sammlungen, die sie nach Europa brachte, zu gut. Allerdings wußte sie oft nicht die Größe des Werthes dessen, was sie sammelte, zu bestimmen, aber sie hat darum doch vieles Wichtige mitgebracht, und die Entomologie sowie die Conchyliologie verdanken ihr verschiedene neue Arten.

Betrachtet man die Resultate ihrer Unternehmungen mit Bezug auf Ida Pfeiffer's Verhältnisse und Mittel, so hat sie in der That Staunenswerthes geleistet. Ueber 150,000 Meilen legte sie zur See, gegen 20,000 englische Meilen zu Lande zurück und die pecuniären Mittel hierzu erwarb sie sich allein durch weise Sparsamkeit und durch die Energie, mit der sie unverrückt ihr Ziel vor Augen behielt. War ihre Reise-Lust schon bedeutend, so muß man doch ihr Reise-Talent

noch höher stellen. Ohne ihrer Würde etwas zu vergeben oder aufdringlich zu sein, wußte sie die Theilnahme der Menschen in allen Welttheilen klug zu benutzen. Zuletzt war sie gewöhnt daran, daß man ihre Plane mit allem möglichen unterstützte, und wenn sie auch stets ihren Dank dafür aussprach, so nahm sie doch die guten Dienste ihr fremder Menschen als etwas, das sich gleichsam von selbst versteht, an. Sie kämpfte sogar immer einen kleinen Unmuth hinab, sobald sie fand, daß man nicht Interesse für sie und für ihre Bestrebungen zeigte. Ueberhaupt war sie in späteren Jahren sich ihres Werthes wohl bewußt und zeigte dies namentlich da, wo man ihr mit Protektions-Miene und Herablassung entgegenkam. Leute von höherem Stande konnten nicht vorsichtig und rücksichtsvoll genug mit ihr umgehen, während sie sich in Gesellschaft schlichter Menschen gewiß nie eine Härte oder Rücksichtslosigkeit zu Schulden kommen ließ. Sie haßte jedes großthuerische Wesen und prahlerische Auftreten, und wo ihr ein solches entgegentrat, da zeigte sie sich ebenso eigensinnig als schroff. Antipathie und Sympathie kamen bei ihr rasch zum Vorschein, und es war nicht leicht, sie von einer einmal erfaßten Meinung abzubringen.

Selbst wenn sie nachzugeben schien, fand es sich meistens, daß sie auf einem größeren oder kleineren Umwege auf ihre ursprüngliche Anschauung zurückkam.

Vor jedem Wissen hatte sie Achtung, besonders aber vor denjenigen Leuten, die Kenntnisse in den Natur-Wissenschaften besaßen. Eine wahrhaft schwärmerische Verehrung hegte sie für Alexander von Humboldt, dessen Namen sie nie nannte, ohne dieser Verehrung Ausdruck zu geben. Es hat ihr in ihrem späteren Leben vielleicht nichts so viel Freude gemacht, als daß Humboldt ihre Bestrebungen lobte und anspornte.

Ida Pfeiffer war von kleiner, hagerer, etwas gebeugter Gestalt. Ihre Bewegungen waren gemessen, nur in ihrem Gang zeigte sie sich ungewöhnlich behende für ihre Jahre. Wenn sie von einer Reise zurückkam, mahnte ihre Hautfarbe stark an die Macht der Tropen-Sonne. Sonst ließ nichts in ihren Zügen so viele außerordentliche Erlebnisse ahnen — man konnte nicht leicht in ein ruhigeres Antlitz blicken. Wenn sie sich aber in ein lebhafteres Gespräch verwickelte und über Dinge sprach, die ihr Interesse ganz in Anspruch nahmen, dann belebte sich ihr Gesichts-Ausdruck und wurde in hohem Grade einnehmend.

Das für die Frauen so wichtige Kapitel der Toilette war bei Ida Pfeiffer auf das bescheidenste Maß zurückgeführt. Nie sah man sie Schmuck oder Geschmeide tragen und nicht Eine der freundlichen Leserinnen gegenwärtiger Zeilen dürfte in der äußeren Umhüllung ihrer Schönheit noch mehr Einfachheit und Gleichgiltigkeit gegen die Forderungen der Mode an den Tag legen, als es die „Weltreisende" that.

Schlicht, gesinnungstüchtig, eifrig im Wollen und Handeln, welterfahren wie wenige ihres Geschlechtes, zählte Ida Pfeiffer zu jenen Charakteren, welche den Mangel an blendenden äußeren Gaben durch die Bedeutung, Energie und merkwürdige Zusammensetzung ihres inneren Wesens reichlich aufwiegen.

Vorrede.

Ich befand mich in Buenos-Ayres, als ich die traurige Nachricht von dem Ableben meiner geliebten Mutter erhielt. Kurz vor ihrem Tode hatte sie den Wunsch geäußert, daß ich ihre Papiere, die letzte Reise nach Madagaskar betreffend, ordnen und zur Veröffentlichung vorbereiten sollte. Die schwere Krankheit, welche sie gleich nach ihrer Rückkunft von Madagaskar in Mauritius befiel, und die trotz der besten ärztlichen Hilfe, trotz der aufmerksamsten Pflege und Sorgfalt von Seite ihrer Freunde und Verwandten, ihren Tod herbeiführte, hatte ihr nicht erlaubt, dieß selbst zu thun.

Als ich nach einigen Monaten von Buenos-Ayres nach Rio de Janeiro zurückkehrte, fand ich daselbst sämmtliche Schriften meiner Mutter bereits vor; aber der Verlust war zu neu, mein Schmerz noch zu heftig, als daß es mir möglich gewesen wäre, dieselben zu lesen, oder sie gar mit jener Muße und Aufmerksamkeit zu sichten, die zu ihrer Veröffentlichung erforderlich waren.

Endlich entschloß ich mich dazu — ich mußte es thun — es war ja der letzte Wunsch meiner Mutter. Die Pietät gebot mir, die Niederschreibungen der Verblichenen mit möglichst wenig Veränderungen wiederzugeben. Indem ich daher dieß letzte Werk meiner Mutter in die Oeffentlichkeit einführe, hege ich die Ueberzeugung, daß die freundlichen Leser es mit jenem Wohlwollen aufnehmen werden, das den früheren Werken der Weltreisenden von so vielen Seiten zu Theil wurde.

Rio de Janeiro, am 8. Juli 1860.

Oscar Pfeiffer.

Abreise von Wien, — Linz, Salzburg, München. — Das Künstlerfest. — Der König von Baiern. — Berlin. — Alexander von Humboldt. — Hamburg.

Am 21. Mai 1856 verließ ich Wien, um abermals eine große Reise zu unternehmen. Ich schiffte mich in Nußdorf (nächst Wien) auf dem schönen Dampfer „Austria" ein, welcher die Donau aufwärts nach Linz ging. Die Dampfschiffahrts-Gesellschaft war nicht nur so gefällig, mir eine Freikarte zu geben, sie stellte sogar eine Kabine zu meiner alleinigen Verfügung und sorgte für Kost und alle Bequemlichkeiten.

Die kurze Fahrt von Wien nach Linz (30 deutsche Meilen, welche man in 21 Stunden zurücklegt) ist höchst reizend. Wenig andere Stromufer bieten gleich jenen der Donau so mannigfaltige Ansichten, so malerische Landschaften dar. Berge und Thäler, Städte und Ortschaften, prachtvolle Klöster und geschmackvolle Landsitze ziehen in nie endender Reihenfolge an dem Auge vorüber, und auch an halbverfallenen Ritterburgen mit romantischen Märchen und Sagen fehlt es nicht. Von dem freundlichsten Wetter begünstigt, von einer angenehmen

Gesellschaft umgeben, hegte ich den Wunsch, auf meiner neuen Reise noch öfter mich in so angenehmen Verhältnissen zu bewegen.

Auf dem Schiffe machte ich außer anderen Bekanntschaften auch jene der Gattin des geschätzten Arztes Herrn Pleninger in Linz. Diese liebenswürdige Frau bestand darauf, daß ich in ihrem Hause absteigen müsse. Leider war meines Bleibens in Linz nicht lange, denn ich wollte am Tage meiner Ankunft noch nach Lambach fahren. Dr. Pleninger veranstaltete nichts destoweniger des Vormittags eine kleine Lustpartie nach dem nahen Freudenberge, auf welchem ein großes Jesuiten-Kloster liegt, das außer den geistlichen Herren über 150 Zöglinge beherbergt, welch' letztere für die geringe Summe von 12 fl. C. M. monatlich Wohnung, Kost und überdieß noch Unterricht empfangen. Das Institut scheint mit Sorgfalt und besonderer Ordnung verwaltet zu werden; es besitzt bereits eine kleine Sammlung ethnographischer Gegenstände und einen botanischen Garten, der unter der Leitung des hochwürdigen Herrn Hinterеker, eines sehr geschätzten Botanikers, steht. Die Aussicht von dem Freudenberge gehört zu den hübschesten, und ich empfehle Jedermann diesen Spaziergang, selbst wenn er das Kloster nicht sollte besichtigen können.

Ich blieb bei Dr. Pleninger über Mittag und nach Tische fuhr ich mit der Eisenbahn nach Lambach,

8 deutsche Meilen, zu welchen man 3 volle Stunden benöthigt.

In Lambach nahm ich den Salzburger Omnibus. Leider war es kein englischer Omnibus, sondern ein deutscher, ein echter, unverfälschter deutscher Omnibus, dessen deutsche Pferde mit ruhiger Gemüthlichkeit dahintrabten, jede Meile eine Stunde — 12 Meilen beträgt die Entfernung, nach 12 Stunden kamen wir an — die Rechnung war vollkommen richtig.

In Salzburg regnete es, wie gewöhnlich. Nicht mit Unrecht nennen meine Landsleute diese Stadt ein „wahres Regenwinkel."

Man erzählt, daß einst ein Engländer, der mitten im Sommer nach Salzburg kam, Stadt, Thal und Berge in Nebel und Regen gehüllt fand. Er hatte so viel von der reizenden Lage Salzburgs gelesen, daß er einige Tage verweilte; da sich aber der Himmel nicht im geringsten aufheiterte, verlor der Sohn Albions am Ende die Geduld und reiste ab. Nach zwei Jahren, auf der Rückreise von Italien, nahm er den Weg wieder über diese Stadt, in der Erwartung glücklicher zu sein — vergebene Hoffnung, es regnete gerade so wie vor zwei Jahren! Da rief der Mann ganz erstaunt aus: „Wie, hat dieser Regen noch nicht aufgehört?"

Ich hätte dasselbe sagen können, denn obwohl ich auf meinen verschiedenen Reisen schon einige Male über

Salzburg gekommen war, bin ich doch nur einmal so glücklich gewesen, diese schöne Gegend im Sonnenscheine zu sehen. Und schön ist sie, wunderbar schön; nicht leicht wird man ein freundlicheres Städtchen finden, in einem so frischen, üppigen Thale gelegen und von so großartigen Gebirgsmassen umgeben (der Watzmann mit beinahe 9000 Fuß Höhe).

Ich blieb dießmal nur einen halben Tag in Salzburg und besuchte lediglich das Standbild Mozart's, welches seit meinem letzten Hiersein aufgestellt worden war. Mozart ist, wie bekannt, in dieser Stadt im Jahre 1756 geboren.

Von Salzburg fuhr ich mit dem Stellwagen nach München. Diese Art zu reisen gehört wohl von jeher nicht zu den angenehmsten, ist aber nun seit Erfindung der Eisenbahnen wirklich unerträglich geworden. Zusammengepreßt gleich Negern in einem Sclavenschiffe trieben wir uns auf dieser kleinen Strecke (19 deutsche Meilen) zwei ganze Tage umher. Glücklicherweise hörte wenige Stunden hinter Salzburg der Regen auf, auch ist die Gegend bis ungefähr 4 Meilen vor München fortwährend schön. Die baierische Grenze betritt man schon nach der ersten Meile; das Besehen des Passes und des Gepäckes ging zu meiner größten Verwunderung sehr rasch von statten.

Gegen Abend kamen wir an den Chiem-See,

auch das baierische Meer genannt. Dieser herrliche See hat 2 Meilen in der Länge, $1\frac{1}{2}$ in der Breite, ist auf drei Seiten von bedeutenden Gebirgen umschlossen und mündet auf der vierten in eine unübersehbare Ebene.

Unweit Traunstein schlugen wir einen Seitenweg nach Sekon ein, einer freundlichen Besitzung der verwitweten Kaiserin von Brasilien (geborne Leuchtenberg). Sekon liegt an einem winzigen See, dessen Wasser mineralische Bestandtheile enthalten soll. Die Kaiserin hat ein am Ufer stehendes großes Gebäude, ein einstmaliges Kloster, in ein Badehaus mit 50 Zimmern umwandeln und sehr geschmackvoll einrichten lassen. Ein niedlicher Garten umgibt das Gebäude; für Küche, Fahrgelegenheiten und andere Bequemlichkeiten ist auch auf das Beste gesorgt, und zwar zu erstaunlich billigen Preisen. Ein sehr schönes Zimmer z. B. kostet pr. Woche 3 fl. C. M., Table d'hôte 24 Kreuzer, ein einspänniger Wagen pr. Tag 2 fl. u. s. w. Gewiß wird daher dieser liebliche Badeort, wenn er einmal mehr bekannt ist, Gäste in Menge herbeilocken; freilich werden dann auch die Preise steigen.

Von Sekon ging es nach Wasserburg. Dieses Städtchen hat eine merkwürdige Lage; es liegt in einem förmlichen Kessel, welcher beinahe auf allen Seiten von schroff abfallenden Stein- und Sandwänden umfaßt ist. Als wir an den Rand gelangten, kam es mir vor, als

thäte sich plötzlich zu meinen Füßen ein riesiger Krater auf — aber statt Feuer und Flammen barg er eine reizende Landschaft. Die Häuschen lagen da, so abgeschieden und verborgen wie in einer anderen Welt, der Inn strömte dazwischen mit seinen dunkelgelben Fluten, auf welche gar reges Leben herrschte, denn Hunderte von Flößen werden hier aus Bauholz und Brettern zusammengefügt und nach fernen Gegenden verschifft. In einem großen Bogen fuhren wir nach der Tiefe, und da gewahrte ich erst, daß der Kessel viel größer war als er von der Höhe schien, und daß er auch zahlreichen Hopfen-Pflanzungen Raum gab, die man füglich Baierns Weingärten nennen könnte.

Am 26. Mai kam ich in München an. Der Theil Baierns, welchen ich auf dieser kleinen Reise kennen lernte, gefiel mir ausnehmend gut; die Landschaften sind reizend, die Städtchen und Dörfer freundlich, die Felder gut angebaut. Die einzelnen Bauernhöfe besonders tragen ein gewisses Gepräge von Wohlhabenheit, Reinlichkeit und Ordnung an sich. Sie sind von Stein, geräumig und meist mit einem Stockwerke versehen; die Bedachung ist nach Schweizer-Art, wenig aufsteigend und mit großen Steinen beschwert, um sie gegen die heftigen Stürme zu schützen. Was ich tadeln möchte, ist, daß Wohnhaus, Scheune und Stall unter einem Dache vereint sind, und daher der Bauer bei

einer Feuersbrunst leicht um sein ganzes Hab und Gut kommen kann.

Wenn man diese herrlichen Gründe und Felder sieht (alles stand gerade in üppiger Fülle) — die freundlichen Dörfer, die schön gebauten Bauernhöfe, sollte man meinen, daß es da Armuth gäbe, daß viele der Bewohner gezwungen seien auszuwandern, um in fremden Welttheilen eine neue, die Mühen besser lohnende Heimath zu suchen?

Und doch ist es so. — Die Hauptursache mag wohl darin zu finden sein, daß in einem großen Theile von Baiern, besonders in Ober- und Unter-Baiern und in der Oberpfalz, die Bauerngüter nicht getheilt werden, sondern auf ein einziges der Kinder übergehen, und zwar auf jenes, welches der Vater dazu bestimmt. Der glückliche Auserwählte hat wohl die Verpflichtung, seine Geschwister, wie man sagt, hinauszubezahlen, doch bekommen die letzteren nie sehr viel; denn das Gut wird immer unter seinem Werth geschätzt und dem Haupterben außerdem noch eine verhältnißmäßig bedeutende Summe unter dem Namen „Mannslehen" zuerkannt. Den Geschwistern bleibt natürlich nichts Anderes übrig, als Dienst zu suchen, Gewerbe zu erlernen oder auszuwandern. — Doch auch in den übrigen Provinzen, wo die Güter getheilt werden, findet man viel Armuth und gleichfalls die Auswanderung in

Blüthe — aus welchen Ursachen, weiß ich nicht zu bestimmen.

Höchst eigenthümlich ist in dieser Gegend die Tracht der Bäuerinnen. Sie tragen kurze, aber sehr faltenreiche Röcke und doppelte Leibchen, von welchen das erste mit langen Aermeln versehen ist. Das zweite, ohne Aermel und gewöhnlich von dunkelfarbigem Sammt, wird über das Erste angezogen und mit silbernen Nesteln zusammengeschnürt. Der Halsschmuck besteht bei den Wohlhabenden aus 8 bis 10 Schnüren kleiner echter Perlen mit großen Schließen, welche vorne angebracht sind. Die Aermeren begnügen sich statt der echten Perlen mit von Silber nachgeahmten.

München kam mir sehr stille vor; es wird wenig gefahren und nur in den Hauptstraßen herrscht einiges Leben.

Ich hielt mich nur sechs Tage in dieser Stadt auf, lernte aber in der kurzen Zeit viele Familien kennen. Soviel ich beurtheilen konnte, ist das häusliche Leben einfach und gemüthlich und das schöne Geschlecht scheint hier nicht so viel auf äußeren Prunk zu halten, wie es in anderen Hauptstädten der Fall ist. Ich gestehe, daß mir die Lebensweise in München sehr gut gefiel.

Einem besonderen Zufalle hatte ich es zu verdanken, daß ich die Bekanntschaft vieler ausgezeichneter Leute, besonders Künstler, machte. Es wurde nämlich gerade

das Künstlerfest gefeiert, und man war so freundlich mich dazu einzuladen. Die Namen all' der bedeutenden Persönlichkeiten zu nennen, welchen ich bei dieser Gelegenheit vorgestellt wurde, möchte meine Leser vielleicht ermüden — in meinem Gedächtnisse erlöschen sie aber nicht.

Des Festes selbst, das jedes Jahr an einem schönen Maitage abgehalten wird, will ich nur mit einigen Worten erwähnen.

Es fand zu Schwanegg und Pullach statt, auf schönen Wiesen mitten in Waldungen gelegen. Bei Schwanegg, einem Schlößchen, von Herrn von Schwanthaler im gothischen Styl erbaut, wurde ein komischer Drachenkampf vorgestellt, eine Parodie des Schiller'schen „Kampf mit dem Drachen." Die Burg Schwanegg war während eines vollen Jahres von einem Drachen derart belagert, daß Niemand weder aus noch ein konnte. Ein Ritter zieht zufällig des Weges, man gewahrt ihn von dem Wartthurme aus, die Bewohner der Burg versammeln sich allsogleich auf dem Söller und flehen den Ritter in höchst burlesken Knittelversen an, sie von dem Ungethüme zu befreien. Hierauf erfolgt der Kampf, das Unthier erliegt u. s. f.

Nach dem Drachenkampfe fand in dem Wäldchen bei Pullach eine zweite Vorstellung statt: der Frühling den Winter vertreibend. Hier gab es lustige Umzüge:

Bacchus auf einer Weintonne sitzend, von riesigen Maikäfern (jeder von einem Menschen dargestellt) gezogen und umschwärmt — Apollo auf einem Triumphwagen mit Pegasus als Gespann und von Schmetterlingen, Blumen und Insecten umgeben, die von 1 bis 2 Fuß Höhe in Kartenpapier ausgeschnitten, schön gemalt und an hohen Standarten befestigt waren. Kurz, ein heiterer Scherz und Schwank löste den andern ab, und das schaulustige Publicum unterhielt sich auf das beste — es war ein wahres Volksfest. Gewiß an 10,000 Personen fanden sich da versammelt, die sich alle fröhlich und vergnügt den ganzen Tag umhertrieben und nur eine große Familie auszumachen schienen. Die Einen fanden Platz unter den Bäumen an langen Tischen, die Anderen lagerten sich einfach auf den Rasen, überall aber wurde gar tapfer dem Lieblingsgetränke zugesprochen, dem Bier, ohne das sich ein echter Baier wohl nicht gut unterhalten kann. Dessenungeachtet lief alles sehr anständig ab und nur gegen Abend gab es hie und da Einen, der des Guten ein wenig zu viel gethan hatte. Glücklicherweise scheint der Hopfengeist ein gutmüthiger Geist zu sein, der bloß die Munterkeit steigert, denn ich hörte von keinem Zanke oder Raufhandel.

Zu der ersten Vorstellung war auch der König Max gekommen, und zwar in einfachem schlichten Bürgerrocke. Später im Theater sah ich sowohl den König als auch

den ganzen Hof in Civil-Kleidern. Schon seit langer Zeit habe ich keinen Monarchen im Civil-Kleide gesehen; Uniform und nichts als Uniform tragen die gekrönten Häupter, als ob sie blos dem Soldatenstande zugehörten. Freilich, was wären auch die Meisten ohne Soldaten?!

König Max scheint nicht dieser Ansicht zu sein; er ehrt die Bürger und scheut es nicht mit ihnen zu verkehren. Er ging so recht mit dem großen Haufen, ohne von Dienern begleitet oder von Polizei-Agenten eskortirt zu sein; er bahnte sich selbst den Weg und die Leute umschwärmten ihn ungezwungen von allen Seiten.

Es wurde dem Könige gesagt, daß sich meine Wenigkeit unter den Zuschauern des Festes befände, und sogleich mußte ich ihm im Angesicht von Tausenden von Menschen vorgestellt werden. Seine Majestät unterhielt sich einige Zeit auf das Freundlichste mit mir.

Von den Sehenswürdigkeiten, von all' den Kunstwerken zu sprechen, welche München enthält, gehört nicht in mein Tagebuch; das finden meine Leser, die hierüber Aufschluß haben wollen, viel besser in einer oder der anderen von den vielen trefflichen Beschreibungen, die über diese kunstsinnige Stadt erschienen sind.

Zwei liebenswürdige Damen, Baronin Du-Prel und Baronin Bissing, waren so freundlich, mich von Gallerie zu Gallerie, von Kirche zu Kirche zu führen.

Nichts ermüdet jedoch mehr, nichts ist anstrengender für Geist und Körper, als zu Vieles sehen in kurzer Zeit. Diese sechs Tage erschöpften mich mehr als ein doppelt so langer Aufenthalt in tropischen Urwäldern, wo ich den ganzen Tag auf den beschwerlichsten Pfaden wandelte, wo der feuchte Boden mein Lager und in Wasser halbgekochter Reis meine Nahrung war.

Bevor ich München verlasse, muß ich noch einer omischen Scene erwähnen, die ich erlebte als ich eines Abends aus dem Theater ging. Ich kannte den Weg nicht gut und bat eine Frau, die mit einem Herrn ging, um Auskunft. Die Frau lud mich ein mitzugehen, da sie gerade derselben Richtung folgte. Unterwegs fragte sie mich, ob ich dem Künstlerfeste beigewohnt und daselbst die „große Reisende" Ida Pfeiffer gesehen habe. Sie selbst sei mit ihrem Manne dahingegangen, aber erst Abends, und da habe sie dieselbe nicht zu sehen bekommen. Ich erwiederte ihr, daß die große Reisende eine ziemlich kleine Person und mir gar wohl bekannt sei, und daß ich sie sehen könne, so oft ich wolle, ich benöthige dazu bloß eines Spiegels. Die guten Leute waren sehr erfreut mich kennen zu lernen und geleiteten mich bis an meine Wohnung.

Am 1. Juni ging ich über Hof nach Berlin (95 Meilen), wo ich am 2. Juni eintraf, und von meinen lieben Freunden, Herrn Professor Weiß und

dessen Gemalin eben so herzlich aufgenommen wurde wie früher.

Die Reise von München nach Berlin bietet wenig Anziehendes, hie und da niedliche, aber durchaus keine überraschenden Partien; bei Plauen ist die Gegend noch am hübschesten. Bevor wir Hof erreichten, den letzten baierischen Ort, brach etwas an der Dampfmaschine; wir verloren eine ganze Stunde und versäumten dadurch den sich anschließenden Zug. An der preußischen Grenze verlangte man den Paß, besah ihn aber kaum, auch die Koffer wurden nur zum Scheine aufgemacht; in wenig Augenblicken war die ganze Ceremonie vorüber.

In Berlin wurde mir eine große Ueberraschung zu Theil: Alexander von Humboldt gab mir einen sehr warmen offenen Empfehlungsbrief an alle seine Freunde in der weiten Welt. Ich hoffe, man wird es mir nicht als Eitelkeit auslegen, wenn ich im Gefühle der Freude, von solch' einem Manne derart ausgezeichnet worden zu sein, die Abschrift dieses so wie auch einige andere Briefe, die ich so glücklich war von ihm zu erhalten, meinem Werke beifüge (siehe Beilage Nr. 1).

Auch der berühmte Geograph, Professor Carl Ritter, erwies mir eine große Ehre; er lud mich zur Sitzung der geographischen Gesellschaft ein, die gerade stattfand. Bereits im Monate März hatte man mich

zum Ehren-Mitgliede dieser Gesellschaft aufgenommen — eine Auszeichnung, die bisher noch keiner Frau zu Theil geworden war.

Ich verweilte in Berlin nur acht Tage und fuhr von da nach Hamburg (38 deutsche Meilen), wo ich wieder bei der lieben Familie Schulz abstieg. Aber auch in Hamburg war meines Bleibens nicht lange; ich wollte meine Zeit für das mir noch ganz unbekannte Holland sparen und so schiffte ich mich schon am 14. Juni Abends auf dem Dampfer Stoomward, Capitän C. Bruns, nach Amsterdam ein (312 Seemeilen).

Dieß war die erste Fahrt, die ich in Europa auf einem holländischen Dampfer machte, und wie auf jenen, die ich auf meiner zweiten Reise um die Welt in Indien bestiegen hatte, war man auch hier so freundlich, mir nicht nur eine freie Fahrt zu geben, sondern auch für Kost und dergleichen keine Vergütung anzunehmen. Wie leicht würde mir das Reisen werden, fände ich bei den englischen Dampfschiffahrts-Gesellschaften ähnliche Großherzigkeit — leider ist dieß aber bisher nie der Fall gewesen; die englischen Herren Directoren, Agenten u. s. w. zeigten viel mehr Sinn für meine Thaler als für meine Reisen, und ließen mich stets ganz ruhig für die kleinste wie für die größte Fahrt bezahlen.

Ankunft in Holland. — Amsterdam. — Holländische Bauart. — Bilder-Gallerien. — Herrn Costa's Diamanten-Schleiferei. — Das Harlemer Meer. — Ein holländischer Kuhstall. — Utrecht. — Das Studentenfest.

Ich traf in Amsterdam am 16. Juni Mittags ein. Schon im Hafen erwartete mich mein würdiger Freund Oberst Steuerwald. Dieser Herr ist eine meiner ältesten Reise-Bekanntschaften; ich lernte ihn auf der Reise von Gothenburg nach Stockholm kennen, traf ihn später in Batavia und nun hier in seinem Vaterlande, wo er mich auf das herzlichste aufnahm und sogleich in seinen Familienkreis einführte.

Ich blieb in Holland bis 2. Juli und hatte während dieser Zeit Gelegenheit, einen großen Theil dieses interessanten Landes zu bereisen; doch will ich all' des Gesehenen nur flüchtig erwähnen, da es natürlich nicht in dem Zwecke meines Buches liegt, ausführliche Beschreibungen von allgemein bekannten Ländern oder Städten zu machen.

Was mir in Amsterdam vor Allem auffiel, war die Bauart der Häuser; ich möchte sie der altdeutschen

vergleichen, wie z. B. in Magdeburg. Die Häuser, meistens nur von einer Familie bewohnt, sind sehr schmal, 2 bis 4 Stockwerke hoch und enden in spitze oder runde Giebeldächer. Sie sind von Backsteinen aufgeführt, dunkelbraun übertüncht und zuweilen mit Arabesken geschmückt. Einen sonderbaren Eindruck macht der Ueberblick einer Straße; die Häuser stehen zwar in geraden Reihen, erheben sich aber nicht in senkrechter Linie. Bei manchen überragt der obere Theil den unteren, bei den anderen der untere den oberen, bei anderen wieder ragt der mittlere Theil hervor. Die Abweichung von der geraden Linie beträgt oft über einen Fuß. Man sollte meinen, daß dergleichen Häuser leicht dem Einsturze ausgesetzt seien; ich las jedoch manche Inschriften, welche bezeugten, daß sie bereits über 100 Jahre, ja einige sogar über 200 Jahre standen. — Ein sehr großer Uebelstand in den holländischen Häusern ist die schmale, steil aufsteigende Treppe. Man muß wahrlich ein geborener Holländer und von frühester Kindheit an diese Unbequemlichkeit gewohnt sein, um sie ertragen zu können, um so mehr, da man durch das Bewohnen eines schmalen und hohen Häuschens jeden Augenblick gezwungen ist die Treppe auf und ab zu klettern. Daß die Häuser der Reichen, die Gasthöfe u. s. w. bequemer eingerichtet sind, versteht sich von selbst.

Nicht minder befremdend war es mir zu sehen, daß in den Häusern, deren Erdgeschoß zu Verkaufsläden dient, letztere den ganzen Raum einnehmen und eine besondere Hausthüre unmöglich machen. Die Köchin mit dem Einkaufskorbe, der Wasserträger mit dem Kübel, die Frau vom Hause wie der Besucher, Alles geht durch das oft sehr geschmackvoll eingerichtete und kostbare Waarenlager. Natürlich muß an Sonn- und Festtagen die Thüre des Ladens wie an den Wochentagen offen stehen.

Alle diese Unbequemlichkeiten werden durch den hohen Preis des Bodens veranlaßt. Jedermann weiß, wie mühsam der größte Theil von Hollands Grund und Boden dem Meere abgetrotzt wurde, wie kostspielig ein Bau auf einem Grunde kommt, der durch eingeschlagene hohe Pfähle so zu sagen erst geschaffen werden muß. Gewöhnlich kostet der Bau bis an die Oberfläche der Erde eben so viel wie jener, der sich über der Erde erhebt.

Amsterdam ist von unzähligen Kanälen durchschnitten, die alle mehr oder minder breit sind und über welche 250 Brücken führen. Man könnte diese Stadt füglich das „Venedig des Nordens" nennen, nur fehlen ihr die Marmor-Paläste, das muntere Leben und Treiben des Volkes, das Gewühl der Gondeln auf den Kanälen und die melodischen Gesänge der Barcarolis. Doch zeichnet sich Amsterdam vor Venedig dadurch aus,

daß hier neben den Kanälen auch schöne breite Straßen laufen, und daß man überall hin zu Wagen gelangen kann. Viele der Straßen sind mit herrlichen Bäumen besetzt, wodurch die Stadt ein frisches, freundliches Aussehen gewinnt.

An Gebäuden gibt es einige hübsche, aber keine ausgezeichneten, das königliche Schloß ausgenommen, welches in früheren Zeiten das Stadthaus war. Es ist in einem großartigen Style gebaut und mit schönen Sculpturen verziert.

Noch muß ich einiger Eigenthümlichkeiten Amsterdams erwähnen, die mir sehr aufgefallen sind. Die erste ist, daß in einer so großen Stadt (200,000 Einwohner) auf den Plätzen und Straßen keine Miethkutschen stehen. Will man fahren, so muß man erst in das Haus eines Lohnkutschers schicken oder gehen und warten, bis angespannt wird. Die zweite Eigenthümlichkeit fand ich besonders originell; sie besteht darin, daß manche Leute mitten im Sommer auf den gepflasterten Straßen in Schlitten fahren. Diese Schlitten, niedere Wagen, anstatt auf Räder auf Kufen gesetzt, werden „Steepkoets" genannt, und vorzüglich die alten Leute bedienen sich derselben; die Fahrt geht zwar sehr langsam, ist aber sehr bequem.

Eine große und schöne Anlage ist der zoologische Garten, der an die Stadt grenzt. Die Anzahl der

außer-europäischen Thiere ist bedeutend, und war gerade durch mehrere Giraffen vermehrt worden. Vögel und Schlangen sind reich vertreten.

In dem Museum findet man eine kostbare Sammlung von Seemuscheln und Landschnecken.

Bilder-Gallerien besuchte ich zwei; jene im Trippenhuis und jene des Herrn van der Hoop. (Das Wörtchen „van" bedeutet keinen adeligen Titel; jeder Holländer kann es vor seinen Namen setzen.) Die vorzüglichsten Gemälde, die ich sah, sind: „der Nachtwächter und die Stallmeister", von Rembrandt, „die Mahlzeit", von van der Helst, „das St. Nikolaus-Fest", von Steen, und „die Schule bei Nachtbeleuchtung", von Dow. Außerdem gibt es in beiden Gallerien noch viele Meisterwerke sowohl von obgenannten Künstlern als auch von Anderen, wie: Ruisdael, Wouverman, Ostade u. s. w.

Die Gallerie van der Hoop befindet sich in der Akademie und ist ein Vermächtniß dieses Herrn. Die Akademie zögerte sehr lange, das werthvolle Geschenk anzunehmen; es fehlten ihr die Mittel die hohe Erbsteuer zu bezahlen.

Sehr interessant ist ein Besuch der Diamanten-Schleiferei des Herrn Costa, welche für die ausgezeichnetste gilt. Die Holländer sind bekanntlich in der Kunst Diamanten zu schleifen noch von keiner anderen Nation Europa's übertroffen worden und nur in Indien haben

sie ihre Meister gefunden, wie der Schliff des großen Diamanten beweist, welchen der Sultan besitzt und der in Hinter-Indien geschliffen wurde. Dieser Diamant, der größtbekannte in der Welt, ist, obwohl unten sich rundend, dennoch durchaus in gleich große Rosetten eingetheilt — eine Kunstfertigkeit, welche selbst die Holländer nicht begreifen können.

Ueberraschend ist die Größe des Fabriksgebäudes, wenn man bedenkt, wie kleine Gegenstände da verarbeitet werden; es ist über 100 Fuß lang und drei Stockwerke hoch.

Die Schleiferei geht auf folgende Art vor sich: der rohe Diamant kommt erst in die Hände der Klopfer, dann der Schneider und zuletzt in jene der Schleifer. Der Klopfer entfernt die in dem Steine befindlichen Flecken mittelst eines scharfen Diamanten; er feilt damit in den Stein hinein und schlägt dann das schadhafte Stück ab. Der Schneider gibt dem Steine die gehörige Form, indem er die Ecken und Ungleichheiten auf ähnliche Art beseitigt. Der Staub, der bei diesen Arbeiten abfällt, wird auf das Sorgfältigste gesammelt, denn er ist zu dem Schliff des Diamanten unentbehrlich. Der Schleifer bedient sich einer Bleikugel, die in Holz gefaßt ist und deren freier Theil in der Glut erweicht wird, damit man den Stein so tief als nöthig hineindrücken kann. Er wird auf einer Stahlscheibe geschliffen,

auf welche etwas weniges von dem Diamantstaube gestreut ist. Die große Kunst besteht darin, die Kanten und Rosetten vollkommen gleich zu schleifen, wodurch das Feuer und die Schönheit des Diamanten unendlich gesteigert werden.

Das Drehen der Schleifmaschine (durch Dampfkraft) geht so rasch, daß man glaubt, die Scheibe bewege sich gar nicht; sie macht in einer Minute zweitausend Umdrehungen.

Durch den Schliff geht sehr viel verloren; der englische Krondiamant, Koh-i-noor z. B. verlor, als er zum zweiten Male geschliffen wurde, ein Viertheil seiner Größe. Die erste Schleifung dieses schönen Diamanten war mißglückt und das englische Gouvernement ließ im Jahre 1852 einen holländischen Schleifer aus Herrn Costa's Fabrik kommen, um den Stein kunstgerecht zu schleifen. Der Arbeiter benöthigte hiezu sechs Monate, und die reinen Kosten ohne Gewinn für den Fabriksherrn (Herr Costa nahm nämlich keine Zahlung an) betrugen 4000 holländische Gulden, etwas mehr als 330 Pfund Sterling.

Herrn Costa's Fabrik, deren Eigenthümer er allein ist, beschäftigt 125 Arbeiter, von welchen 5 Klopfer, 30 Schneider und 90 Schleifer sind. Die Arbeiter gewinnen pr. Woche von 30 bis 70 und 80 holländische Gulden.

Ich besah in Amsterdam auch die Zucker-Raffinerien der Herren Spakler, Bloten und Fetterode. Der Zucker wird, wie ich schon in anderen Ländern gesehen habe, mittelst Dampfmaschinen raffinirt. Diese Fabrik liefert jährlich ungefähr 5 Millionen Kilos (nahe an 100,000 Wiener Centner) Zucker. Die größte Fabrik Hollands liefert 16 Millionen Kilos und das Gesammt-Erzeugniß beträgt 80 Millionen.

Ganz nahe bei Amsterdam liegt das berühmte „Harlemer Meer", dessen Austrocknung gewiß eine der großartigsten Unternehmungen unseres Jahrhundertes ist. Wo vor wenig Jahren noch große Schiffe fuhren, wo der Fischer seine Netze auswarf, da weiden jetzt Tausende von Kühen, da prangen üppige Felder und Wiesen, ja hie und da erheben sich schon einzelne Häuschen, und gewiß wird es bald an Ortschaften und Dörfern nicht fehlen.

Die Trockenlegung des Sees, dessen durchschnittliche Tiefe 13 Fuß betrug, wurde im Februar 1849 begonnen, und schon nach vier Jahren war dieses Riesenwerk beendet. An drei verschiedenen Orten wurden Dampfmaschinen von 400 Pferdekraft eingerichtet, deren jede 8 Pumpen sechsmal pr. Minute in die Höhe hob und das Wasser in die Kanäle goß, welche nach dem Meere führten. Die 24 Pumpen der drei Maschinen schöpften in jeder Minute 20,340 Eimer Wasser aus.

Der Gewinn an Flächeninhalt beträgt 31,000 Joch (österreichisches Maß); die ersten Anpflanzungen wurden schon im Jahre 1853 gemacht.

Herr Muyskens, der die Güte hatte mir dieses neue Weltwunder zu zeigen, ist Eigenthümer einer hübschen Besitzung, auf welcher er bereits im vergangenen Jahre die erste Ernte abgehalten hat. Auch sein Haus war schon fertig und mit vielem Geschmacke gebaut. Hier sah ich zum ersten Male, wie weit die Vorliebe der Holländer für die Viehzucht geht — der Kuhstall war unstreitig der schönste Theil des Hauses. Man muß freilich bedenken, daß, da der größte Theil Hollands aus fetten Wiesen und Triften besteht, die Viehzucht der Hauptreichthum des Landes ist, und daß natürlicherweise für die Ausdehnung desselben alle mögliche Sorge getragen wird. Daß aber diese Sorgfalt so weit geht, den Kühen reinlichere und elegantere Wohnungen einzurichten als gar viele wohlhabende Leute in den weniger civilisirten Ländern Europa's (von anderen Welttheilen gar nicht zu sprechen) besitzen, hätte ich doch nicht erwartet. Der Kuhstall nahm den größten Theil des Gebäudes ein; seine Fenster, von gefälliger ovaler Form, waren mit weißen Vorhängen versehen, die von farbigen Bändern gehalten wurden. Auch die Eingangsthüre, deren oberer Theil von Glas war, schmückte ein blendend weißer Vorhang. Das Innere bestand aus einer hohen luftigen Halle; die

Stände waren gerade so breit, daß die Hinterfüße der Thiere an die Grenze eines fußtiefen Kanales zu stehen kamen, in welchen die Excremente fielen, ohne die Streu oder den Boden zu verunreinigen. Oberhalb des Kanales war den Ständen entlang ein Seil gezogen, an welches die Schwänze der Kühe gebunden werden, damit sie mit denselben nicht um sich schlagen und sich beschmutzen. Alle diese Einrichtungen fand ich für das Auge recht hübsch; meiner Meinung nach würden aber die armen Thiere, könnte man sie befragen, es gewiß vorziehen, etwas weniger Reinlichkeit und etwas mehr Freiheit zu haben.

Eine Abtheilung des Stalles war durch eine drei Fuß hohe Bretterwand abgeschieden, mit gedieltem Boden versehen und bildete ein ganz niedliches Zimmerchen, welches den Bauersleuten zum Aufenthalte diente. Die Käse-, Milch- und andere Vorraths-Kammern waren von eben so fabelhafter Reinlichkeit wie der Stall. Die Wände in den Eingangshallen, an den Treppen, in der Küche, in den Vorrathskammern u. s. w. sind beinahe in jedem Hause 3 bis 4 Fuß hoch mit weißen Porzellan- oder grünen Thon-Platten belegt, die leichter rein gehalten werden können, als weiß übertünchte Wände.

Bei Herrn Muyskens trank ich nach langer Zeit zum ersten Male wieder Kaffee mit guter Milch; sie wurde rein gegeben, wie sie von der Kuh kam. Man

sollte glauben, daß es in einem Lande wie Holland, wo solcher Reichthum an Kühen herrscht, der guten Milch im Ueberflusse gebe; dem ist aber nicht so; vor lauter Butter- und Käse-Machen gönnt sich der Holländer, wie der Schweizer, nicht einmal so viel gute Milch, als er zum häuslichen Gebrauch benöthigt. Beinahe überall, selbst in den wohlhabendsten Familien, fand ich den Kaffee ziemlich schlecht.

Da ich gerade bei diesem für uns Frauen so wichtigen Artikel bin, kann ich nicht umhin eines Gebrauches zu erwähnen, der in Holland allgemein herrscht, und welchen ich weder unter die Rubrik der Reinlichkeit rechnen, noch überhaupt als nachahmungswürdiges Beispiel aufstellen möchte. Sobald das Kaffee- oder Theetrinken zu Ende ist, wäscht die Frau oder Tochter, oder sonst ein weibliches Wesen des Hauses, das Geschirr am Tische im Beisein der Gesellschaft ab. Sie gießt etwas heißes Wasser in die Tassen, spült sie einfach aus, trocknet sie ab — und die Geschichte ist fertig.

Herr Muyskens war so freundlich, mich den ganzen ausgetrockneten See hindurchzuführen, bis an eine der drei Maschinen, die das Wasser herausheben und von welchen zeitweise eine oder die andere in Gang gesetzt wird, wenn sich zu viel Regenwasser angesammelt hat. Wir kamen gerade zu rechter Zeit, die Maschinen arbeiten zu sehen.

Von hier ging es nach Harlem, wo wir den schönen Park mit dem geschmackvollen königlichen Lustschlosse, so wie einen Theil der netten Stadt besahen. In letzterer fiel mir über dem Thore eines Hauses eine ungefähr anderthalb Fuß lange, ovale Platte auf, die mit rosenrothem Seidenstoff überzogen und mit in reiche Falten gelegten Spitzen überdeckt war. Diese Platte bedeutet, wie man mir sagte, daß sich in dem Hause eine Wöchnerin befindet. Ragt oberhalb der Platte noch ein Papierstreifen hervor, so ist dieß ein Zeichen, daß das Kind weiblichen Geschlechtes ist. Dieser Gebrauch stammt aus den alten Kriegszeiten her, wo das Haus einer Wöchnerin von dem Krieger geschont wurde, und war in ganz Holland üblich. Jetzt hat sich die Sitte verloren und nur in Harlem ist man ihr treu geblieben.

Ich war so glücklich, in Holland außer dem Herrn Obersten Steuerwald, der sich meiner auf das wärmste annahm, auch noch einen anderen, mir sehr wohlwollenden Freund zu finden, den Herrn Residenten van Rees, welchen ich, wie sich die Leser meiner zweiten Reise um die Welt erinnern werden, in Batavia kennen gelernt hatte. Herr van Rees lebte im Haag. Kaum hatte er aber von meiner Ankunft in Holland gehört, so kam er nach Amsterdam, mich zu einer kleinen Rundreise in seinem Vaterlande einzuladen.

Wir begannen mit Utrecht (8 deutsche Meilen), in welcher Stadt zufälligerweise gerade ein großes Studentenfest stattfand. Die Studenten pflegen nämlich alle fünf Jahre die Errichtung der Universität zu feiern. Die Feier währt eine ganze Woche und besteht aus Masken-Umzügen, Konzerten, Bällen, Wettrennen, Mahlzeiten, Beleuchtungen u. s. w. Dieses Jahr sollte das Fest ganz besonders glänzend sein; die Herren Studenten hatten sich nämlich überworfen und in zwei Partheien getheilt, in die aristokratische und in die demokratische. Eine Parthei wollte es der anderen zuvorthun und jede nahm eine Woche für sich allein in Anspruch.

Wir kamen in Utrecht in der Woche der Aristokraten an. Der Zudrang war so groß, daß wir in keinem Gasthofe Platz fanden; glücklicherweise nahmen uns Herr und Frau Suermondt, Freunde des Herrn van Rees, mit größter Zuvorkommenheit in ihrem Hause auf.

Nachmittags fand ein Umzug statt. Die Studenten trugen alle die kostbarsten Kostüme; da sah man nichts als Sammt, Atlas, Spitzen und Straußfedern. Die Einen stellten Scenen aus dem 16ten Jahrhunderte dar, die Anderen Prinzen von Java, Hindostan, Bengalen u. s. w. mit reichem Gefolge. Selbst an einer indischen Gottheit fehlte es nicht, die im Palankin getragen wurde und von einem malai'schen Musikchor begleitet

war. Ganze Scenen wurden auf unglaublich langen Wagen vorgestellt, von welchen einige wirklich sehr malerisch waren. So z. B. ein ganzes Haus mit offenen Seitenwänden. Ein Ehepaar saß an einem Tische, die Frau hatte ein Kind auf dem Schoße, ein zweites spielte zu ihren Füßen, der Arzt und ein anderer Freund des Hauses waren zum Besuche da, man sprach und trank Thee; vor dem Hause scheuerte die Magd u. s. w.

Auf einem anderen Wagen stand eine Windmühle; ein Mann zimmerte davor an seinem Boote, ein Anderer besserte sein Netz aus.

Auf einem dritten sah man das Innere einer Bauernstube; da wurde Butter gerührt, Segeltuch gewoben, Seil gedreht. Dazwischen kam wieder ein Jagdzug, die Jäger mit den Falken auf dem Arme, es war wirklich herrlich anzusehen. — Militär-Musik eröffnete den Zug und königliches Militär schloß ihn. Abends wurde die Stadt herrlich beleuchtet, und zwar mit weißen und farbigen Glaslampen und mit papierenen Laternen in schönen Festons an beiden Seiten der Straßen und der vielen Kanäle. An manchen Häusern hatte man die ganzen Vorderwände reich beleuchtet, und an den Brücken waren die Portale und Geländer mit Tausenden von Lampen behangen. Manche Straße gewährte einen wahrhaft feenartigen Anblick.

Gegen Mitternacht kehrte der Zug mit einer Unzahl von Fackeln, welche blaue und dunkelpurpurfarbige Lichter von sich sprühten, zurück. Erst um 2 Uhr ging das Fest zu Ende.

Schön und glänzend war es, das ist nicht zu läugnen, aber viel zu großartig für Studirende. Es ginge noch an, wenn es alle hundert oder höchstens alle fünfzig Jahre stattfände; auch wäre wohl ein Tag dazu hinreichend; allein in der gegenwärtigen Form kann es nicht von guter Wirkung sein. Die jungen Leute beschäftigen sich gewiß schon mehrere Wochen vor dem Feste viel weniger mit ihren Studien als mit ihren Masken, ihren Costümen, den Bällen und anderen Unterhaltungen. Außerdem sind die Kosten so groß, daß nur der Reiche sie leicht tragen kann; der Unbemittelte muß zurückbleiben oder Schulden machen. Da lobe ich mir das einfache, burleske Künstlerfest in München; das verursachte wenig Kosten, war voll Heiterkeit und Witz, dauerte nur einen Tag und befriedigte die Zuseher wie die Mitwirkenden eben so, wenn nicht mehr, als dieses glänzende Studentenfest.

Auch die Bewohner der Stadt werden durch die Beleuchtung, welche an zwei Abenden stattfindet, zu Ausgaben veranlaßt, die gar vielen armen Bürgern nicht sehr willkommen sein mögen; unterließen sie indeß die Illumination, so würden die Studenten ihnen wahr-

scheinlich die Fenster einwerfen oder irgend einen Schabernack treiben.

Eine andere Sache, die ich eben auch nicht sehr passend fand, ist, daß die Studenten die ganze Woche in ihren Masken-Anzügen, der Eine als Prinz, der Andere als Ritter u. s. w. in der Stadt umhergehen.

Das zweite Fest, welchem ich beiwohnte, bestand aus Wettrennen zu Pferde und aus einigen Kunststücken, wie sie von Kunstreitern gezeigt werden. Ich erwartete, aufrichtig gesagt, etwas Besseres — ein Ringelstechen oder ein Karoussel, von den Studenten im Kostüme ausgeführt, hätte, da sie ja die Kostüme und Pferde schon besaßen, auch nicht mehr Kosten verursacht, und wäre dem großartigen Programme entsprechend gewesen. Bei dieser Gelegenheit beobachtete ich, wie schwer es ist, den Holländer aus seiner kalten Ruhe zu bringen. Ein Herr Loisset führte ein schönes, wunderbar geschultes Pferd vor, welches die schwierigsten Kunststücke vollbrachte, die gewiß bei jedem anderen Publikum die lautesten Beifalls-Bezeigungen veranlaßt hätten. Zu meinem Erstaunen blieben die Leute kalt wie Eis und Herr Loisset verließ den Circus mit seinem Pferde, ohne das geringste Zeichen von Anerkennung erhalten zu haben.

Die Stadt Utrecht ist von sehr hübschen Bosquets und parkähnlichen Anlagen umgeben, doch fehlen hier, wie überall in Holland, Hügel und Berge.

An Sehenswürdigkeiten bietet sie wenig. Von den Kirchen besuchte ich blos die protestantische Domkirche, deren imposantes Aeußere mich verführte. Leider fand ich das Innere auf eine unbegreifliche Weise entstellt. Man hatte nämlich, da die Kirche sehr groß ist, und die Zuhörer die Predigten nicht gut vernehmen konnten, einen hohen großen Verschlag von Holz errichtet — eine Kirche in der Kirche. Natürlich geht der Eindruck, den das wirklich schöne Gebäude hervorbringen würde, ganz verloren durch diesen abscheulichen Bretter-Verschlag, welcher über die Hälfte des inneren Raumes einnimmt.

Unser freundlicher Wirth, Herr Suermondt, ließ uns nicht so bald fort, und nur zu gerne gaben wir seiner herzlich gemeinten Einladung nach und verweilten noch einige Zeit; die ersten Tage wurden der Stadt selbst und den Festen geweiht, dazwischen fand ich hie und da ein Stündchen, die ausgezeichnet schöne Bilder-Gallerie zu besehen, welche Herr Suermondt besitzt und deren Besuch er Fremden gestattet.

Den Lieblingsort der Utrechter, das Dörfchen Zeijst (2 deutsche Meilen), besuchten wir ebenfalls. Es ist dieß eine reizende Spazierfahrt. Die Straße, wie beinahe alle Landstraßen Hollands mit Backsteinen gepflastert, führt an niedlichen Landhäusern mit schönen Garten-Anlagen vorüber; an vielen Stellen ist sie mit Alleen besetzt von so stämmigen, umfangreichen Bäu-

men, wie ich noch wenige gesehen. Linden, Eichen und Buchen, und von letzteren besonders die Blutbuchen, gelangen in Holland zu einer Höhe und zu einem Umfange, wie vielleicht in keinem anderen Lande.

In Zeijst ist der Sitz einer Herrnhuter-Gemeinde.

Zaandam. — Das Dörfchen Broek und dessen berühmte Reinlichkeit. — Sonderbarer Kopfputz. — Der Haag. — Berühmte Gemälde. — Leyden. — Rotterdam. — Abreise von Holland.

Als ich von Utrecht nach Amsterdam zurückgekehrt war, führte mich Herr van Rees nach Zaandam und Broek — eine Partie, die man zu Wagen in einem Tage ausführen kann.

In Zaandam hat, wie bekannt, Peter der Große durch mehrere Monate als Zimmermann gearbeitet, um den Schiffsbau praktisch zu erlernen. Man zeigt noch die hölzerne Hütte in demselben Zustande, in welchem sie war, als der große Kaiser sie bewohnte. Sie besteht aus zwei einfachen kleinen Kammern mit einigen hölzernen Stühlen und Tischen. Um sie vor dem Einflusse der Witterung zu bewahren, hat man eine gemauerte Halle darüber gebaut, welche im Winter auf allen Seiten mit Bretterwänden bekleidet wird. Das Städtchen Zaandam (13.000 Einwohner) ist sehr rein und freundlich, die Häuser sind beinahe alle mit Gärten umgeben.

Nicht minder berühmt als Zaandam ist das Dörfchen Broek, und zwar durch seine ausgezeichnete Rein=

lichkeit, was viel sagen will in einem Lande, wo die Straßen der Städte meistens reinlicher sind, als in gar manchen Ländern das Innere der Häuser. Ich erwartete natürlich etwas ganz Besonderes zu sehen, muß aber dessenungeachtet gestehen, daß die Wirklichkeit meine Erwartung noch übertraf. Meine Leser werden es mir verzeihen, daß ich ihnen von diesem kleinen Orte eine ziemlich große Beschreibung mache.

Die Häuser sind durchgehends von Holz gebaut und mit dunklen Oelfarben angestrichen, die Dächer mit glasirten Ziegeln gedeckt, die Fenster mit schönen Vorhängen geschmückt, die Schlösser an den Thüren so blank geputzt, als wären sie so eben angeschlagen worden. Die Häuschen stehen alle in kleinen Gärten und jedes ist mit drei Thüren versehen, von welchen die eine aber nur bei den wichtigsten Abschnitten des menschlichen Lebens geöffnet wird — wenn das Brautpaar zur Kirche geht, wenn das Kind zur Taufe getragen wird, und wenn der Mensch seine irdische Wohnung gegen das Jenseits vertauscht. Dieser sonderbare Gebrauch herrscht einzig und allein nur in diesem Dorfe. Von den beiden übrigen Thüren dient die eine für den täglichen Verkehr der Leute, die andere führt nach dem Stalle, der einen Theil des Hauses einnimmt.

Die Straßen sind ziemlich schmal und von hölzernen Staketen eingefaßt; hinter den Häusern ist Raum

gelassen das Vieh einzutreiben, die Heu-Ernte einzuführen u. s. w. Die Straßen waren so rein gewaschen und gefegt, daß ich, obwohl sie alle mit Bäumen besetzt sind, auch nicht ein Blättchen auf dem Boden liegen sah. Ich glaube, die Leute halten außer Kühen und Ochsen gar kein anderes Vieh, damit die Straßen nicht beschmutzt werden. Das nenne ich doch die Reinlichkeit etwas gar zu weit treiben!

Wir traten in einige Häuser; die Zimmer waren auf das zierlichste geputzt und geschmückt, mit einfachen Teppichen oder Loden belegt und die Möbel so glänzend polirt, daß sie wie neu aussahen, obgleich man aus ihrer Form beurtheilen konnte, daß sie wenigstens aus dem vergangenen Jahrhunderte stammten. Die Einrichtung war ziemlich reich, überall gab es Glasschränke, vollgepfropft mit Schaustücken aller Art, besonders mit schönem Porzellan, worunter sogar chinesisches und japanesisches. Betten sah man nicht; jedes Zimmer ist mit Blindladen versehen, welche die Bettstellen vertreten. An Bettzeug und Wäsche besaßen die Leute große Vorräthe. Die Zimmer werden nicht mit den Schuhen betreten; der holländische Bauer läßt gleich dem Orientalen seine Schuhe vor der Thüre stehen. Freilich kostet es ihm nicht viel Mühe, selbe an- und auszuziehen — sie sind von Holz, er braucht sie daher blos vom Fuße zu schleudern. Doch trägt er auch andere

an Sonntagen oder bei Besuchen; denn der hölzernen bedient er sich nur bei seinen Arbeiten.

Was die Ställe anbetrifft, so waren sie noch bei weitem schöner als jener, den ich bei Herrn Muyskens im ehemaligen Harlemer Meer sah. Sie bestehen aus langen, schön gedeckten Hallen, auf hölzernen Pfählen ruhend. So ein Stall ist aber auch eigentlich nur zur Hälfte Stall, denn blos während des Winters bewohnen ihn die Thiere. Am 1. Mai wird das Vieh auf die Wiesen getrieben, wo es bis zum 1. November bleibt, und während dieser Zeit dient der Stall dem Bauer so zu sagen als Sommerwohnung. Die Halle wird durch mehrere, 4 Fuß hohe Bretterwände abgetheilt, wodurch kleine Kammern entstehen, in welchen sich die Familie den ganzen Tag über aufhält; die eigentliche Wohnung benützt sie blos zum Schlafen. Die Wände der Halle, die Pfähle sind reich mit schönem Porzellan, mit Tellern, Schüsseln und Kannen behangen; selbst an Bildern fehlt es nicht. Die Butter- und Käse-Geräthschaften stehen in schönster Ordnung in den verschiedenen Abtheilungen — das glänzt und schimmert Alles so hell und rein, als wäre es noch gar nie benützt worden. Nirgends sieht man ein Stäubchen, nirgends das geringste Fleckchen.

Zufällig war es ein Sonntag, an welchem wir Broek besuchten, und die Bewohner befanden sich noch

in der Kirche. Wir gingen dahin, um sie in ihrem Sonntagsstaate zu sehen. Die Männer hatten an ihrer Tracht nichts besonderes, waren aber durchgehends sehr nett und sauber gekleidet. Die Frauen dagegen trugen jenen unglücklichen Kopfputz, welcher ganz Nord-Holland eigenthümlich ist, und dessen Hauptzweck darin besteht, das weibliche Geschlecht seiner schönsten Zierde zu berauben; er verbirgt nämlich vollkommen das Haar.

Dieser Kopfputz, der wohl in alten Zeiten von irgend einer hochgestellten Dame erfunden wurde, die ihre Haare verloren hatte, verdient jedenfalls eine nähere Beschreibung. Ein Reif von Goldblech umgibt den Kopf; vorne an der Stirne mag er 1¼, am Hinterkopfe wohl über 2 Zoll breit sein. Ueber diesen Reif kommt eine weiße Mütze (Haube, wie wir Oesterreicher sagen), welche knapp ansitzt, tief über die Stirne reicht, und mit Spitzen, in breite Falten gelegt, besetzt ist. Hinten fällt ein langer Spitzenbesatz über die Schultern. An den Schläfen sind abstehende, schön gearbeitete Goldbleche angebracht, bei 1 Zoll breit und 1½ Zoll lang, die mir (man verzeihe den prosaischen Vergleich) gerade so vorkommen, wie die Scheuleder, die man bei den Pferden an den Seiten der Augen anbringt. Ueber den Schildern oberhalb der Augen hängen drei kleine seidene Löckchen. Geschmackvoll ist dieser Kopfputz wahrhaftig nicht; das einzige Gute, was er besitzt, ist, keiner Mode

unterworfen zu sein. Er kommt freilich hoch zu stehen, gewöhnlich 60 bis 80 holländische Gulden, bei den Reichen, die ihn mit Perlen und Edelsteinen behängen, auf mehrere Hunderte; dagegen erbt er sich auf Kinder und Kindes-Kinder fort.

Viele Frauen, wenn sie ausgehen, setzen auf die reizende Haube noch eine hohe Strohkappe, um welche eine breite Krempe von schwarzem Stoff befestigt ist, die vorne und rückwärts etwas nach oben gebogen wird. Sie nennen dieß einen Hut. Was mich am meisten wundert, ist, daß selbst Mädchen und Frauen, welche die Natur mit schönen Haaren beschenkte, sich dieser albernen Mode unterwerfen — aus Coquetterie können sie es doch unmöglich thun.

Was die übrige Kleidung des weiblichen Geschlechtes betrifft, so fand ich daran nichts Besonderes zu bemerken. Sonntags tragen die Frauen durchgehends schwarze Merino-Kleider. Die vornehme Welt kleidet sich wie überall; auch manche Bürgersfrau sah ich, die der neueren Mode wenigstens insoferne huldigte, daß sie auf ihre holländische Haube oder Mütze einen neumodischen Hut setzte.

Am folgenden Morgen führte mich mein unermüdlicher Mentor, Herr van Rees, nach dem Haag zu seiner Familie.

Der Haag (80.000 Einwohner) sieht nicht so alter-

thümlich aus wie Amsterdam und ist bei weitem reinlicher, was hauptsächlich daher rührt, daß der Haag weniger Fabriks- und Handelsstadt ist als Amsterdam. Gleich allen holländischen Städten wird er von vielen Kanälen durchschnitten. In dem Haag ist der Sitz der Regierung, des Hofes, der fremden Gesandten u. s. w. Der König besitzt einige Paläste, die sich aber weder durch ihre Größe noch durch ihre Architektur auszeichnen. Sie gleichen schönen Privat-Gebäuden. Das ehemalige Residenzschloß, ebenfalls in der Stadt gelegen, bildet eine Festung, ist auf einen niederen Wall gebaut und von Wassergräben umgeben. Die düsteren Thore, der Thurm und vor allem die dunkle braunrothe Farbe, mit welcher es ganz übertüncht ist, verleihen ihm ein alterthümliches Aussehen.

Von den Kirchen läßt sich nicht viel sagen. Die Domkirche als Gebäude ist sehr schön, wird aber durch die vielen Häuschen, die an sie angebaut sind, ganz verunstaltet.

Die Bilder-Gallerie, hier „Museum" genannt, verdankt ihre Berühmtheit hauptsächlich zwei Bildern, die zu den ersten Meisterwerken der holländischen Schule gezählt werden: Ein Thierstück in Lebensgröße, von Paul Potter, und der Arzt oder „Anatom," von Rembrandt.

Das Thierstück ist so naturgetreu, so warm und kräftig gemalt, der Stier, die Kuh, die Schafe, der

Hirt treten so lebendig hervor, daß, wenn man das Bild einige Zeit betrachtet, man sich verwundert, wie Alles so ruhig bleibt und sich gar nicht zu bewegen anfängt.

Der Anatom ist in seiner Art nicht minder ausgezeichnet; nur fand ich den Gegenstand nicht so anziehend. Der Arzt secirt einen Leichnam; er hat gerade die innere Hand und den Arm so weit zerlegt, daß man das Nerven- und Adersystem vollständig sieht, und gibt darüber seiner Umgebung eine Erklärung. Die Gelassenheit des Arztes, welchem natürlich diese Beschäftigung nicht neu ist, die Aufmerksamkeit der Zuhörer, bei den Einen ausschließend auf die Worte des Arztes, bei den Anderen mehr auf die secirten Theile gerichtet, sind unbeschreiblich wahr wiedergegeben; meiner schwachen Meinung nach ist dies das gelungenste Bild des großen Malers. Außer den erwähnten beiden Meisterwerken besitzt das Museum noch viele herrliche Bilder von Steen, Ostade, Rubens und Anderen.

Interessant ist es, den Bazar des Herrn de Boer zu besuchen. Ich habe ähnliche Etablissements in anderen großen Städten gesehen, aber keines ist mit diesem zu vergleichen. Die Gegenstände sind zahllos und höchst sinnig und geschmackvoll in geräumigen Sälen aufgestellt. Eine besonders große Auswahl findet man an chinesischen und japanesischen Erzeugnissen. Und um

über dem Reiz der Kunst, die Natur nicht ganz zu vergessen, sind die Säle von schönen Glashäusern umgeben, die mit ihren Palmen und Pisangen, mit ihrem Zuckerrohr und ihren Kaffeebäumen den aus Indien heimgekehrten Holländer an sein verlassenes Eldorado erinnern. Eine andere Einrichtung, die man leider nicht immer in ähnlichen Etablissements findet, ist, daß bei Herrn de Boer Jedermann, sei es Käufer oder Besucher, auf das Artigste behandelt wird.

Hollands Residenzstadt besitzt einen wunderschönen Park, der „Haag'sche Boosch" genannt, dessen üppige Frische, dessen herrliche Bäume und Wiesen mich ganz an Englands Parks erinnerten. Reizend ist auch der Weg von dem Haag nach Scheveningen (½ deutsche Meile), einem Fischerdorfe an der See, wohin im Sommer viele Städter ziehen, um Seebäder zu nehmen. Der Wellenschlag soll daselbst von vorzüglicher Wirkung sein. Schattige, dichte Alleen für Fußgänger, Fahrende und Reiter führen bis an den Eingang des Dörfchens, kein Strahl der Sonne dringt durch das dunkle Laub, so daß man an den heißesten Sommertagen Frische und Kühle findet. Indeß gibt es leider der wahren Sommertage nicht sehr viele und die Macht der Sonne ist in diesem Lande nicht von langer Dauer. Ich war während des Juni-Monates in Holland und fand es höchstens während der Mittagszeit nöthig, meinen warmen

Mantel bei Seite zu legen. Das Thermometer zeigte Abends und Morgens häufig blos 6—8 Gr. Reaumur, und in der Nacht mag es wohl noch einige Grad tiefer gesunken sein. Freilich sagte man mir, daß dieses Jahr ausnahmsweise kalt und unfreundlich sei; es bliesen auch stets heftige Nordwinde.

Von dem Haag machte ich kleine Ausflüge nach Leyden (3 Meilen) und Rotterdam (4 Meilen.)

Leyden ist höchst langweilig. In den belebtesten Straßen kann man ohne Mühe die Fußgänger zählen und gar selten ist man gezwungen einem Wagen auszuweichen. Dagegen besitzt diese Stadt große Kunstschätze. Die Museen von Leyden sind als die reichhaltigsten bekannt, besonders an Gerippen von Thieren (Fischen, Reptilien), sowie an Todtenschädeln von Menschen fast aller Racen. Das Museum der Alterthümer enthält viele egyptische Schriften (Papyrus-Rollen), Mumien, egyptische und buddhistische Idole.

Die Herren Leemann und Schlegel, Direktoren dieser Museen, hatten die Gefälligkeit, uns persönlich darin umherzuführen. Leider war unsere Zeit sehr kurz bemessen, wodurch uns nur ein flüchtiger Ueberblick gestattet blieb. Die Museen sind getrennt, weil, wie man mir sagte, kein Gebäude mit vielen und großen Sälen zu finden war. Die Gebäude, in welchen sie sich gegenwärtig befinden, sind ganz gewöhnliche Wohnhäuser.

Das japanesische Museum, eine der reichsten Zusammenstellungen japanesischer Kunst- und Naturprodukte ist ein Privat-Eigenthum des Herrn Dr. Siebold.

Sagte mir Leyden als Stadt nicht besonders zu, so gefiel mir Rotterdam desto besser, und müßte ich eine von Hollands Städten zu meinem Aufenthalte wählen, so würde es unbedingt Rotterdam sein. — Das regste Leben herrscht in dieser reichen Handelsstadt, besonders an den Kanälen, die breiter und tiefer sind als in den anderen Städten, und auf welchen die großen Dreimaster sich eben so leicht bewegen wie die kleinsten Boote.

Wohl wenige Städte mögen ein Bild bieten wie Rotterdam, wo diese Wasser-Kolosse mit ihren hohen Masten, sowie die rauchenden Dampfer mitten durch die Stadt ziehen. Ich blieb stundenlange an dem Fenster stehen und konnte mich nicht satt sehen. Hier setzte sich ein schöner Ostindienfahrer in Bewegung, dort auf jenem Schiffe, welches eben von der weiten Reise anlangte, schwenkten die Matrosen freudig die Mützen und riefen ihren Weibern, ihren Freunden zu, die, von der Ankunft bereits unterrichtet, harrend am Ufer des Kanales standen. Hier wieder wurden die gewichtigen Zuckerkisten, die Kaffeesäcke aus dem Schiffsraume gehoben und in die Magazine geschafft; dort wurde ein anderes Schiff mit vaterländischen Produkten beladen; Dampfer von allen Größen und Gestalten brausten

jeden Augenblick vorüber und Hunderte von Booten bewegten sich dazwischen. Dies Alles von meinem Fenster zu sehen, kam mir so eigenthümlich, so wunderbar vor, daß ich zu träumen meinte und gar nicht an die Wirklichkeit glauben wollte.

Auch viele große und schöne Häuser besitzt Rotterdam, besonders zeichnen sich die Neubauten aus, die statt der Dächer Terrassen haben. An eine der schönsten Straßen schließt sich der Park, zwar nicht so groß als der Haag'sche Boosch, aber reizend angelegt, an.

In Rotterdam nahm ich Abschied von meinem werthen Freunde und Gönner Herrn van Rees. Die Gefälligkeit dieses Herrn ging so weit, daß er mich durch ganz Holland bis nach Geldern und Friesland führen wollte; aber ein so großartiges Anerbieten anzunehmen, wäre von meiner Seite mehr als unbescheiden gewesen. Ich gab vor, daß bereits der Zeitpunkt herangerückt sei, meine neue große Reise anzutreten, und daß ich von hier nach London gehen müsse, um die dazu nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Mein Aufenthalt in Holland war somit nicht von langer Dauer gewesen — ungefähr 14 Tage, während welcher ich der interessanten Dinge genug sah — Naturschönheiten ausgenommen. An letzteren ist Holland arm. Wie bekannt, wurde ein großer Theil des

Bodens dem Meere abgerungen und besteht demzufolge aus einer fortgesetzten Fläche, die kaum hie und da durch niedrige Dünen (20 bis 30 Fuß hoch) unterbrochen wird. Nur in Geldern und Friesland sollen die Dünen mitunter eine Höhe von 50 bis 100 Fuß erreichen. Die Ansichten sind daher überall so ziemlich dieselben — frische Wiesen mit darauf weidendem Vieh, wenig Felder, hübsche Bosquets, große umfangreiche Bäume, nette Bauernhöfe und Dörfer. Ein freundliches Bild gewährt dies zwar auch; wenn man es aber fortwährend vor Augen hat, wird es bald einförmig und man sehnt sich darnach, Berge oder wenigstens eine kleine Hügelkette zu sehen.

Was dem Reisenden in Holland besonders auffällt, sind die unzähligen großen und kleinen Kanäle, die Land und Städte in allen Richtungen durchschneiden. Jedes Stückchen Feld, jede Wiese ist so zu sagen eine kleine Insel, denn auf allen Seiten umgeben es 2 bis 3 Fuß breite Kanäle.

Der Theil von Holland, welchen ich bereiste, besteht größtentheils aus Marschland — so weit mein Auge reichte, sah ich nichts als Wiesen voll des stattlichsten Viehes. Letzteres ist der Hauptreichthum des Landes. Man zählt in Holland ungefähr 1,130.000 Stück Kühe, Ochsen und Kälber bei einer Bevölkerung von 3,200.000 Seelen — ein Verhältniß, wie man es

in keinem anderen Lande findet. Da ist es freilich nicht zu wundern, daß Holland die halbe Welt mit Butter und Käse versieht.

Der Boden scheint sehr gut zu sein, das beweisen die fetten Wiesen und Triften, das üppig stehende Getreide mit den schweren Halmen, die hohen kräftigen Bäume. Ein fruchtbares Land ist Holland jedenfalls, das läugne ich nicht — aber ein schönes Land kann ich es nicht nennen.

London. — Paris. — Sitzung der geographischen Gesellschaft. — Nachrichten aus Madagaskar. — Das öffentliche Leben in Paris. — Sehenswürdigkeiten. — Eine Mordgeschichte. — Versailles. — St. Cloud. — Feier des Sonntags.

Am 2. Juli verließ ich Rotterdam und fuhr mit einem Dampfer, den Herren Smith und Ers gehörig, nach London (150 Seemeilen in 20 Stunden). Diese Compagnie war die erste englische, welche mich nicht bezahlen ließ. Ich hatte meinen Platz bereits genommen; sobald aber Herr Smith meinen Namen erfuhr, stellte er mir auf die freundlichste Art mein Passage-Geld zurück.

In London verbrachte ich ungefähr 4 Wochen bei meinem werthen Freunde Herrn Waterhouse, einem der Direktoren des britischen Museums.

Am 1. August ging ich nach Paris.

Der Hauptzweck meiner diesmaligen Reise war die Insel Madagaskar, mit deren Regenten die französische Regierung allein einigermaßen in Verbindung steht, zu besuchen. Ich mußte daher, wollte ich genauere Erkundigungen über dieses ziemlich unbekannte Land einziehen, nach Paris gehen, was mir, aufrichtig

gestanden, nicht unangenehm war, denn so unglaublich es manchem meiner Leser erscheinen mag, ich habe, obwohl seit Jahren die Welt durchziehend, nie diese Stadt besucht.

Ich traf am 2. August Morgens in Paris ein und begann noch an demselben Tage meine Gänge. Mein glücklicher Stern fügte es, daß der erste Besuch, welchen ich machte, dem Präsidenten der geographischen Gesellschaft, Herrn Jaumard, galt und daß gerade am Abend dieses Tages die Gesellschaft ihre letzte Sommersitzung abhielt.

Ich hatte an Herrn Jaumard einen sehr warmen Empfehlungsbrief von Herrn Professor Carl Ritter in Berlin. Hr. Jaumard nahm mich auf das Freundlichste auf und lud mich ein, der Sitzung beizuwohnen, in welche mich der bekannte Geograph Herr Malte-Brun Abends einführte. Man wies mir einen Platz etwas entfernt von der Tafel an. Gleich zu Anfang der Sitzung hielt der Präsident eine Rede, in welcher er mich der Gesellschaft vorstellte, mit wenigen Worten meiner Reisen erwähnte und mit dem Vorschlage schloß, mich als Ehrenmitglied aufzunehmen. Die versammelten Mitglieder erhoben die Hände, und meine Aufnahme war einstimmig entschieden.

Man kann sich mein Erstaunen, meine Freude über diese Auszeichnung vorstellen, auf die ich wahr-

haftig nicht im Geringsten gefaßt war; meine Freude war um so größer, als auch mein Jugendlehrer, der mich in der Geographie und Geschichte unterrichtet hatte, seit dem Jahre 1829 als korrespondirendes Mitglied dieser Gesellschaft fungirte (siehe Gräffer's österr. National-Encyklopädie: Emil, Seite 49). Der Präsident erhob sich hierauf, holte mich von meinem Platze und geleitete mich zur Tafel, an welcher ich nun als Mitglied unter den herzlichsten Begrüßungen der ganzen Gesellschaft meinen Sitz einnahm.

Ich berieth mich sogleich in der Sitzung mit den Herren Mitgliedern über mein Vorhaben, eine Reise nach Madagaskar zu unternehmen; Alle aber waren der Meinung, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht daran zu denken sei. Ich hatte schon während meines Aufenthaltes in Holland aus Zeitungs-Berichten ersehen, daß die französische Regierung eine Escadre nach Madagaskar senden wolle, und daß man auf einen ernstlichen Krieg gefaßt war. Hier erfuhr ich die näheren Umstände: Die Franzosen besitzen schon seit Jahrhunderten ein an der Küste Madagaskar's gelegenes Inselchen St. Maria. Unter dem verstorbenen König Radama gelang es ihnen aber, auf Madagaskar selbst einen Distrikt in der Bai von Vanatobi zu erwerben. In diesem Distrikte befindet sich ein reiches Steinkohlen-Lager, in welchem ein französisches Handelshaus aus

Mauritius 180 farbige Arbeiter (Indier, Neger u. s. w.) unter der Aufsicht von drei Weißen beschäftigte. Als nach dem Tode des Königs Radama die Königin Ranavolo zur Regierung kam, ließ sie den Leuten befehlen den Distrikt zu räumen. Diese weigerten sich dem Befehle zu gehorchen, da sie den Platz als der französischen Regierung angehörend betrachteten. Die Königin sandte hierauf 2000 Soldaten, welche die Leute überfielen, zwei der Weißen und 100 Farbige tödteten, und die Uebrigen mit sich schleppten und als Sklaven verkauften. Die französische Regierung verlangte natürlich Genugthuung, auf deren Erlangung man jedoch ohne Anwendung der Waffengewalt wenig rechnete; daher war man, wie gesagt, auf einen ernstlichen Krieg gefaßt.

Ueberall, wo ich Erkundigungen einzog, wurden mir diese Nachrichten bestätigt; ich sah mich deshalb gezwungen, meinen Reiseplan, wenn nicht aufzugeben, so doch zu verschieben. Für alle Fälle nahm ich einen Empfehlungsbrief mit, welchen mir die französische Admiralität für ihre überseeischen Stationen gab. Man fragte mich, ob ich nicht die Rückkunft des Kaisers, der gerade nach den Bädern gegangen war, abwarten wolle, um ihm vorgestellt zu werden; allein das währte mir zu lange, und ich verließ Paris ziemlich unverrichteter Sache.

Die wenigen Tage, die ich in dieser großen Stadt

zubrachte, benützte ich fleißig, um wenigstens einen Ueberblick der unzähligen Sehenswürdigkeiten zu erhaschen. Eine genaue Beschreibung davon zu geben, kommt mir natürlich nicht in den Sinn. Bei der in diesem Jahrhunderte herrschenden Reisewuth, bei der Leichtigkeit, wenigstens in Europa, Hunderte von Meilen in wenig Tagen zurückzulegen, wird es vielleicht wenige unter meinen Lesern geben, die nicht selbst in Paris waren, und jene, die diese Weltstadt nicht gesehen haben, kennen sie aus Büchern gewiß eben so gut wie ich. Ich will daher nur mit einigen Worten die Eindrücke schildern, die ich mit mir genommen.

London und Paris sind von einander ungefähr so verschieden, wie es der Charakter des Engländers von jenem des Franzosen ist. In beiden Städten herrscht das regste Leben und Treiben; aber auf den ersten Blick erkennt man, daß hier in Paris dieses rege Leben nicht, wie in London, ausschließend den Geschäften angehört; man sieht hier nicht jene ernsten steifen Figuren, die mit rastlosem Schritte ihren Weg verfolgen, unbekümmert um alles, was um sie vorgeht, und jede Minute Versäumniß als unwiderbringlich verloren betrachten — im Gegentheil, in Paris ist das „Flaniren" an der Tagesordnung, und selbst der eilende Geschäftsmann findet Zeit, die ihm begegnenden Freunde zu begrüßen, wohl auch einige Worte mit ihnen zu wechseln, ja sogar

vor diesem oder jenem Laden einige Minuten stehen zu bleiben und die mit wirklich überraschendem Geschmacke zur Schau gestellten Waaren zu betrachten.

Selbst die Häuser sehen nicht so ernst aus wie in London. Sie sind groß (in manchen wohnen mehr als 30 Familien) und bei weitem nicht so vom Steinkohlenrauche geschwärzt; die Thore sind alle offen, und man blickt in nette, mitunter sogar mit Blumen geschmückte Höfe, was jedenfalls einen freundlicheren Eindruck macht als in London, wo die Thore alle so fest verschlossen sind, als wären die Häuser gar nicht bewohnt.

Am auffallendsten aber ist der Unterschied Abends; da zeigt sich die ganze Beweglichkeit und Genußsüchtigkeit des Franzosen — alle Straßen, alle öffentlichen Plätze, alle Unterhaltungsörter sind voll Menschen, und der Engländer, der gewohnt ist, die Abende im Kreise seiner Familie, 7 bis 8 Monate des Jahres am Kamine, die übrigen Monate in dem Gärtchen seines Cottage (Landhaus) zuzubringen, muß glauben, wenn er zum ersten Mal Abends dieses Gewühl in den Straßen von Paris sieht, es fände hier gerade ein Volksfest statt.

Am Lebhaftesten geht es auf den Boulevards zu, die an einem schönen Sommer-Abende mit den prachtvollen, weitgeöffneten Kaffeehäusern und Verkaufsläden mit den Tausenden von Gaslampen, welche eine wahre Tageshelle verbreiten, mit der zahllosen Menge von

Wagen und der dichtgedrängten Menschenmasse, die theils auf den breiten Trottoirs auf- und niederwogt, theils an zierlichen Tischen vor den Kaffeehäusern sitzt, den zauberhaftesten Anblick gewähren, den man sich vorstellen kann.

Nicht minder reizend sind die „Champs Elysés,“ obwohl sie ihrem Namen (Felder) nur wenig mehr entsprechen; die kleine Strecke von dem Platze „de la Concorde“ bis zum „Rondpoint“ ausgenommen, fangen Bäume und Rasenplätze immer mehr zu verschwinden an, und an deren Stelle erheben sich geschmackvolle Hôtels und Häuser. Den Schluß der Champs Elysés macht eines der schönsten Denkmäler neuerer Baukunst, „l' Arc de l' Etoile,“ der kolossale Triumph-Bogen, welchen Napoleon der Große in dem Style des römischen Triumph-Bogens Septimius Severus' aufführen ließ und an dem in herrlichen Skulptur-Arbeiten seine vorzüglichsten Siege verewigt sind.

Eine breite Straße (Avenue), die in kurzer Zeit wohl auch ganz mit Häuserreihen besetzt sein wird, führt von hier nach dem berühmten „Bois de Boulogne.“ Der Name dieses Bois de Boulogne kommt so oft vor; ich erwartete daher mit Recht einen Wald mit großen mächtigen Bäumen zu sehen, etwa in der Art wie der Prater in Wien, oder der Thiergarten in Berlin — das ist aber nicht der Fall; das Bois de Boulogne

ist trotz seines Alters nicht zum Walde geworden, die Bäume sind klein und mager geblieben, und nur mit großer Mühe entdeckt man hie und da ein schattiges Plätzchen. Dem jetzt regierenden Kaiser Napoleon III. verdankt man die neue geschmackvolle Umgestaltung und vor allem das schöne große Wasserbecken. Da der Mann so glücklich in allen Unternehmungen ist, dürfte es ihm vielleicht auch gelingen, die Bäume wachsen zu machen.

Der Garten der Tuilerien ist nicht sehr groß, besitzt aber zur Entschädigung Pracht-Exemplare alter ehrwürdiger Bäume. Hier wie an allen öffentlichen Orten in Paris findet man Stühle in Menge, aber gegen Bezahlung; freilich für eine sehr geringe Summe, man bezahlt einen Sou pr. Stuhl, ob man ihn fünf Minuten oder einen halben Tag benützt.

Zwischen den Champs Elysés und dem Garten der Tuilerien liegt der Platz „de la Concorde," einer der schönsten Europa's. In früheren Zeiten hieß er Place Louis XV., und hier war es, wo in den Jahren 1792, 93 und 94 die Guillotine die vorzüglichste Rolle spielte, wo ihr Louis XVI., Marie Antoinette, Josef Egalité, Marie Helene von Frankreich, Robespierre u. s. w. zum Opfer fielen. Jetzt ist dieser Platz mit zwei schönen Springbrunnen geziert und an der Stelle der Guillotine steht der große Obelisk von Luxor. Dieser Obelisk, dessen Höhe 72 Fuß,

dessen Gewicht 500.000 Pfd. beträgt, besteht aus einem einzigen Blocke und war 1550 Jahre vor Christi Geburt vor dem Tempel zu Theben in Ober-Egypten errichtet worden. Mehemed-Ali schenkte ihn der französischen Regierung. Louis Philippe ließ zu seiner Ueberführung in Toulon ein besonderes Schiff bauen, um den Nil stromaufwärts bis Luxor, nahe bei Theben, segeln zu können. Achthundert Menschen waren drei Monate lang beschäftigt, den Obelisk von dem Tempel nach dem Schiffe zu bringen. Im Monate December 1833 gelangte er nach Paris, aber erst im Monate October 1836 wurde seine Aufstellung beendet. Die Kosten der Ueberführung und Aufstellung haben zwei Millionen Francs betragen.

Der Palast der Tuilerien ist durch die in der neuesten Zeit unternommenen Bauten mit dem Louvre vollkommen vereint worden, so daß beide zusammen ein einziges Gebäude ausmachen, und zwar ohne Widerspruch das großartigste in Europa. Noch vor wenig Jahren trennten alte, unregelmäßig gebaute Häuser diese beiden Paläste, und gerade der sie umgebende Stadttheil soll einer der umfangreichsten und schmutzigsten von Paris gewesen sein. Schon Louis Philippe hatte die Absicht, alle diese alten Gebäude niederreißen, breite gerade Straßen ziehen und das Louvre mit den Tuilerien vereinigen zu lassen; aber Millionen waren

dazu nöthig und constitutionelle Könige können über die Gelder des Staates nicht nach ihrem Willen verfügen. Napoleon hat sich das bequemer eingerichtet; der Senat und das Corps législatif sind bei weitem gefälliger, als die Kammern der Pairs und der Deputirten waren, und schätzen sich glücklich die Wünsche ihres Herrschers zu erfüllen.

Der Sehenswürdigkeiten an Gemälden, Alterthümern, Modellen von Festungen, Schiffen u. s. w. sind in beiden Palästen so unendlich viele, daß man in dem Labyrinthe der Säle und Gallerien wochenlange umherirren könnte, ohne den Verlauf der Zeit zu bemerken. Einer der größten Säle ist ausschließlich Napoleon dem Ersten gewidmet; man sieht hier sein Feldbett, seinen Schreibtisch, seinen Armstuhl, Ordenskleider, verschiedene Anzüge sammt den Hüten, gar viele goldene Schlüssel von den eroberten Städten und Festungen, türkische und arabische Sättel u. s. w. Einen großen Werth legen die Verehrer dieses Cäsars der Neuzeit auf das Taschentuch, mit welchem man ihm auf seinem Sterbebette in St. Helena den Todesschweiß abgetrocknet hat. Von den übrigen Gliedern der napoleonischen Familie ist in der Sammlung keines verewigt; blos von dem Herzoge von Reichstadt fand ich ein Kleidungsstück vor.

Der Garten Luxembourg in der Stadt an dem

linken Seine=Ufer gelegen, ist äußerst geschmackvoll angelegt. Der Palast, in ernstem Style gebaut, besitzt eine reiche Bilder=Gallerie, zum größten Theile der Neuzeit angehörend. Die Säle und Gemächer sind mit großer Pracht und mit wahrhaft künstlerischem Geschmacke eingerichtet.

Von den Kirchen besuchte ich nur wenige. Notre=Dame zeichnet sich, wie bekannt, durch ihre rein gothische Bauart aus. Die Kirche St, Geneviève ist eine der ältesten von Paris. Sie besitzt das Grabmal der heil. Genovefa nahe dem Hauptaltare in einer niedlichen in byzantinischem Style aufgeführten Capelle. An der Kirche St. Sulpice ist die Façade mit doppelten Säulenreihen und einer Gallerie bemerkenswerth. Im Hintergrunde dieser Kirche, in einer Art Nische, sieht man eine Marmorstatue, die heilige Maria mit dem Jesuskinde auf der Weltkugel stehend. Eine kuppelförmige Decke, eine schöne Himmelfahrt Christi enthaltend, wölbt sich über dieses Sanctuarium. Die Statue ist herrlich gearbeitet, die Beleuchtung magisch — das Ganze macht einen unbeschreiblich feierlichen Eindruck. Wiederholt muß ich gestehen, daß die römisch=katholische Religion viel Poesie und Effekt entwickelt, was ihr natürlich bei der leicht erregbaren Masse des Volkes ein großes Uebergewicht über die einfache, etwas trockene Religion der Protestanten gibt. Schade nur, daß beinahe überall mehr

oder minder unpassende Mißgebräuche sich eingeschlichen haben, welche die Poesie sehr stören, wo nicht gar tödten. So in den französischen Kirchen die abscheuliche Sitte für die Stühle zu bezahlen. Es gibt nämlich nur wenig oder gar keine Bänke, dagegen sind an den Seitenwänden sehr viele Stühle aufgespeichert. Für jeden Stuhl bezahlt man einen Sou; am Ende des Jahres mögen die vielen Sous wohl eine runde Summe ausmachen und den ehrwürdigen Kirchenvätern sehr gelegen kommen, aber die Andacht der Betenden wird dadurch im höchsten Grade gestört. Jeden Augenblick drängt sich der Aufseher durch die Leute; hier bringt er einen Stuhl, dort trägt einen hinweg, hier begehrt er Geld, dort schwatzt er mit einem seiner täglichen Kunden. Und ist nicht der Gedanke, in einem Tempel Gottes bezahlen zu müssen, um sich niedersetzen zu können, allein schon hinreichend, alle Andacht und Poesie zu zerstören?!

Das Pantheon ist in griechischem Style gebaut; das Innere bildet ein Kreuz. Diese Kirche enthält die Grabes-Monumente vieler Größen der französischen Nation, von welchen jene J. J. Rousseau's und Voltaire's für mich die interessantesten waren.

Das Hôtel der Invaliden ist ein großartiges Institut für 5000 ausgediente Soldaten, die sich auf dem Schlachtfelde viele Wunden geholt oder ein Bein, einen Arm zurückgelassen haben. Das Gebäude scheint

sehr zweckmäßig eingerichtet, die Invaliden sollen gut gehalten sein; aber ihnen zur Erholung ein grünes Plätzchen anzuweisen, daran hat man nicht gedacht. Selbst die Höfe sind ohne Bäume und Bänke. Die Offiziere haben für sich auf eigene Kosten ein kleines Gärtchen angelegt. Der Dom der Invaliden ist groß. Das Innere schmückt eine Unzahl eroberter Fahnen, und an den Wänden sind auf Tafeln die Namen berühmter Generäle aufgezeichnet. Hinter dem Hauptaltare befindet sich die Capelle, in welcher die Reste Napoleon's, die im Jahre 1840 feierlich von St. Helena geholt worden waren, so lange ruhen, bis das eigentliche Mausoleum beendet ist. Dieses Letztere, ebenfalls hinter dem Hauptaltare gelegen, war seiner Vollendung ganz nahe. Es bildet eine schöne Rotunde, von 12 Säulen umgeben, zwischen welchen 12 kolossale Marmorstatuen stehen. Der Boden besteht ebenfalls aus Marmor, in welchem ein Lorberkranz mosaikartig eingelegt ist, der den aus einem einzigen Blocke Porphyr gemeißelten Sarkophag umgibt. Die Eingangspforte, von welcher zwei Treppen in die Rotunde führen, wird von zwei riesigen Statuen getragen. Die Pforte, wie die beiden Statuen sind von Bronce und vollendet schön gearbeitet. Der Theil der Kirche, welcher sich über das Mausoleum wölbt, ist zum größten Theile vergoldet; wenn die volle Tagesbeleuchtung darauf fällt, ist der Anblick wirklich zauberhaft.

Der berühmte Friedhof Père La Chaise ließ mich sehr unbefriedigt. — Freilich, wer jenen zu New-York gesehen, kann nicht leicht einen anderen schön finden. Die Gräber sind zwar mit Monumenten, mit Blumen und Gebüschen geschmückt, aber alles ist so dicht zusammengedrängt, daß man kaum den Fuß dazwischen setzen kann. Die Zahl der durch Geschmack oder Reichthum ausgezeichneten Monumente ist nicht sehr groß, und diese wenigen verlieren durch ihre Umgebung. Das interessanteste ist jenes von Abälard und Heloise, die im zwölften Jahrhunderte gestorben sind und deren Asche in unserem Jahrhunderte hieher gebracht wurde.

Die Gräber der Armen liegen in einer eigenen Abtheilung. Hier fand ich auf manchen, besonders auf Gräbern von Kindern, Monumente, die mir viel anziehender und rührender erschienen als jene der Reichen. Sie bestanden in kleinen Glaskästchen, winzige Altäre enthaltend, auf welchen einige der Lieblings-Spielzeuge der Kleinen aufgestellt waren. In einem sah ich ein niedliches Körbchen, in welchem der Fingerhut und das Nähzeug eines kleinen fleißigen Mädchens lagen. Wie einfach und wie zum Herzen sprechend!

Der Friedhof Père La Chaise wurde erst im Jahre 1804 eröffnet; er enthält 100 Acres und ist gänzlich von einer hohen Mauer umgeben. Die Aussicht von

dem Hügel, der in der Mitte liegt, ist das Lohnendste für den weiten Gang.

Den Jardin des Plantes und das Museum konnte ich nur im Fluge durchsehen. Weltbekannt ist der Reichthum des ersteren an exotischen Gewächsen und Thieren; beide Anstalten werden zu den vorzüglichsten in Europa gezählt.

Großes Vergnügen verschaffte mir der Besuch der Manufacture de Gobelins (Gemälde-Teppiche, wie ich sie nennen möchte). Diese Fabrikation ist hier so weit gebracht, daß man die Arbeit genau betrachten muß, um sich zu überzeugen, daß man kein Ölgemälde, sondern ein Gewebe vor Augen hat. Die Zeichnung ist höchst richtig und der Farbenschmelz, der Uebergang von Farbe in Farbe so zart und gefällig, wie von dem geübtesten Pinsel geschaffen. Stundenlang sah ich den Arbeitern zu, ohne daß es mir gelang, dem Schlüssel dieser Kunst auch nur im geringsten auf die Spur zu kommen. Der Arbeiter hat eine Art großen Rahmens vor sich, an welchem die Fäden (oder Einschlag, Schicht, ich kenne den kunstgemäßen Ausdruck nicht) senkrecht aufgezogen sind; an seiner Seite steht ein großer Korb voll Stickwolle in allen denkbaren Farben und Uebergängen auf Schiffchen gewunden. Das nachzuahmende Bild ist nicht etwa ein Stickmuster, in Quadrate eingetheilt, sondern ein Oelgemälde, und es ist nicht vor

dem kunstsinnigen Weber aufgestellt, sondern hinter seinem Rücken. An der vor ihm aufgespannten Faden-Wand arbeitet er von unten herauf, und zwar ohne das Bild in Umrissen anzudeuten; nur bei einzelnen Arbeitern bemerkte ich, daß man an der Außenseite des Rahmens den einzelnen Theil, an welchem man eben arbeitete, z. B. einen Fuß, eine Hand, angedeutet hatte. Jene Arbeiter, welche die persischen und hindostanischen Teppiche nachahmen, die einen Viertelzoll dick sind und aufgeschnittenen Sammtarbeiten gleichen, haben das Original, auch ein Oelgemälde, über ihrem Kopfe angebracht. In einigen Sälen sind die herrlichsten Gobelins aufgestellt. Sie kommen sehr theuer zu stehen; eine Tapete von 15 bis 20 Fuß Höhe und 8 bis 10 Fuß Breite kostet 100 bis 150.000 Franken. Freilich hat ein Arbeiter daran oft 10 und noch mehr Jahre zu arbeiten. Der Lohn der Arbeiter ist nicht sehr hoch; doch erhalten sie, wie man mir sagte, nach Ablauf einer bestimmten Zahl von Dienstjahren Pension, und auch schon früher, wenn sie im Dienste erblinden, was ziemlich häufig der Fall sein soll.

Zum Schlusse besah ich die Morgue, in welcher die Todtgefundenen zur Schau ausgestellt werden, damit die Verwandten oder Freunde sie erkennen können. Manche meiner Leser werden vielleicht darüber erstaunt sein, wie ich, eine Frau, einen ähnlichen Ort besuchen

konnte; sie mögen aber bedenken, daß ich selbst auf meinen Reisen nicht selten dem Tode sehr nahe war, daß daher sein Anblick für mich nicht so schrecklich ist, wie für den größeren Theil der Menschen, ja, daß ich im Gegentheile mit einem, ich möchte sagen wehmüthigen Vergnügen nicht ungerne von Zeit zu Zeit sein Bild betrachte, um der Bestimmung nicht zu vergessen, welcher Keiner von uns entgehen kann.

Die Morgue ist eine große gedeckte Halle, durch eine Glaswand in zwei Hälften getheilt. In der einen, hinter der Glaswand, stehen 6 bis 8 niedrige Tische, auf welche die Todten gelegt werden. An den Wänden sind die Kleider, in denen man sie gefunden, aufgehangen. Die andere Hälfte ist für die Besucher, unter welche sich, besonders wenn einer der gefundenen Körper Spuren eines Mordes an sich trägt, geheime Polizei-Agenten mischen, um aus den Mienen oder entfallenden Worten dem Verbrechen auf die Spur zu kommen. Die Todten werden während drei Tagen ausgestellt; die Kleider bleiben länger hängen. Es gibt hier natürlich oft die schauerlichsten Bilder. So sah ich einen Ertrunkenen, der schon einige Monate im Wasser mochte gelegen haben, auf dem Tische nebenan ein junges Mädchen, welchem der Kopf gänzlich abgeschnitten war — man hatte ihn dem Rumpfe angefügt. Die Arme war von ihrem Geliebten aus Eifersucht ermordet worden.

Merkwürdig ist bei dieser Geschichte, daß der Mörder, der bei dem Verbrechen überrascht wurde, aus dem Fenster eines sechsten Stockwerkes sprang und sich nicht beschädigte. Er raffte sich vom Boden auf und lief davon. Drei Tage später, als ich Paris verließ, hatte man ihn noch nicht gefangen.

Wenige Wochen vorher brachten, wie man mir erzählte, Fischer eine Tischplatte, an welcher der Körper eines Weibes angebunden war, der Kopf und die Füße fehlten. Die Fischer hatten die mit Steinen beschwerte und in die Tiefe des Flusses versenkte Platte zufällig entdeckt. Sogleich wurden von der Behörde alle Mittel angewendet, den Kopf und die Füße aufzufinden, was auch wider Erwarten gelang, obwohl sie an verschiedenen Orten verborgen waren. Der Körper wurde zusammengesetzt und in der Morgue ausgestellt. Einer der geheimen Agenten bemerkte alsbald unter den Zuschauern ein altes Weib, welches bei dem Anblicke des Leichnams einen Ausruf nur mit Mühe unterdrückte. Als die Alte aus der Halle trat, ersuchte sie der Agent, ihm zu dem Kommissär zu folgen, und auf dessen Frage, ob sie die Getödtete erkenne, erwiderte sie, sie glaube, in ihr eine Frau zu erkennen, welche vor einiger Zeit in ihrer Nachbarschaft gewohnt, vor kurzem aber in einen andern Stadttheil gezogen sei. Nach genaueren Forschungen ergab es sich, daß die Getödtete vor einigen

Monaten mit einer Summe Geldes aus der Provinz gekommen war, um in Paris ein kleines Geschäft zu betreiben. Sie machte Bekanntschaft mit einem Manne, der vorgab, ihr gerne dienen zu wollen und der ihr nach einiger Zeit sagte, er hätte für sie eine bessere und zugleich billigere Wohnung gefunden. Sie nahm seinen Antrag an, verließ die alte Wohnung, ohne die Adresse ihrer neuen zu geben, und seitdem hatte man nichts weiter von ihr gehört. Man fragte die in der Umgegend stationirten Kommissionärs (Lastträger), von welchen sich einer erinnerte, dieser Frau Gepäck getragen zu haben. Er bezeichnete das Haus. Einer der geheimen Agenten begab sich dahin, fand aber das Thor verschlossen. Auf sein Klopfen erscheint der Portier. Der Agent fragt ihn, ob nicht in diesem Hause ein Herr X.. wohne? — Auf die verneinende Antwort ererwidert der Agent: „Das ist doch sonderbar, sehen Sie selbst," ein Papier zeigend; „die Adresse ist vollkommen genau." Der Portier erklärt, daß da jedenfalls ein Irrthum herrschen müsse, denn das Haus gehöre Herrn L.., der zwar den größten Theil des Jahres auf dem Lande zubringe, aber ausdrücklichen Befehl gegeben habe, auch nicht ein Zimmer zu vermiethen. Der Agent entfernt sich, das Haus wird überwacht und gegen 11 Uhr Nachts sieht man zwei ziemlich verdächtig aussehende Männer in dasselbe treten. Nachdem man sich über=

zeugt hat, daß kein anderer Ausgang vorhanden ist, bringen die bewaffneten Polizei-Soldaten in hinlänglicher Anzahl in das Haus und bemächtigen sich ohne großen Widerstand des Portiers und seiner beiden Genossen. Das Haus wird sorgfältig durchsucht und in einem der Gemächer findet man nicht nur das Gestelle des Tisches, auf dessen obere Platte der Körper gebunden war, sondern auch Blutspuren und die ebenfalls vom Blute geröthete Hacke, mit welcher das unglückliche Weib, von den Mördern in das Haus gelockt, erschlagen worden war.

Doch genug dieser traurigen Geschichten, deren leider in Paris nur zu viele vorkommen!

Meine Ausflüge in die Umgebungen von Paris beschränkten sich auf Versailles, Trianon und St. Cloud, die ich an einem und demselben Tage besuchte.

Nach Versailles fährt man auf der Eisenbahn in einer Stunde. Man kömmt an dem durch die große Porzellanfabrik berühmten Oertchen Sèvres vorüber, das höchst malerisch in einer breiten Schlucht liegt, durch welche die Fluten der Seine rollen. Die Eisenbahn läuft beinahe fortwährend in ziemlicher Höhe an den Abhängen hin, so daß man die schönen, gut kultivirten Gegenden wie in einer Laterna magica vorüberziehen sieht.

Was Versailles selbst betrifft, so erkläre ich meinen Lesern aufrichtig meine Unfähigkeit, es zu beschreiben.

Ich kann sie nur versichern, daß man ähnliche Pracht an Gärten, Gebäuden, Sälen, Gemälden, Einrichtungen u. s. w. blos in Frankreich sehen kann, wo ein Louis XIV. lebte, dessen Luxus mit jenem der Römer wetteiferte und der die edle, bescheidene Meinung von sich hatte, Er sei der Staat und das Volk sei nur seinetwegen vorhanden.

Als ich die Säle durcheilte und die zahllosen Gemälde sah, die nichts als Schlachten, Bestürmungen, brennende Dörfer und Städte mit fliehendem halbnacktem Volke vorstellen, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß ich wissen möchte, in was wir den Wilden voraus sind. Unsere Civilisation hat die Formen verfeinert, aber die Thaten sind dieselben geblieben. Der Wilde erschlägt seine Feinde mit der Keule — wir tödten sie mit Kanonen; der Wilde hängt Skalpe, Schädel und ähnliche Trophäen in seiner Hütte auf — wir malen sie auf Leinwand und zieren damit Paläste. Was ist da im Grund für ein Unterschied? —

In St. Cloud konnte ich blos den Garten besuchen; der Palast war von der Kaiserin bewohnt. Besonders schön sollen hier die Wasserkünste sein; sie spielen aber nicht jeden Sonntag. Es war zwar an einem Sonntag, daß ich St. Cloud besuchte, aber leider nicht an einem der glücklichen; dessenungeachtet gab es der Spaziergänger in Menge, und wäre ich eine Eng=

länderin gewesen, so hätte ich mich entsetzt — man denke sich, daß Kinder, ja sogar junge Mädchen und Jünglinge sich erdreisteten, an einem Sonntag Ball zu spielen! Kann es ein größeres Verbrechen geben?

Daß sich die guten Pariser ein wenig gar zu viel zu unterhalten suchen, habe ich bereits bemerkt und daß das „zu viel" in jeder Sache seine schlechte Seite hat, gebe ich zu; aber anderseits (und sollten alle Engländerinnen ihr Anathema gegen mich unchristliches Wesen schleudern) finde ich es natürlich, daß Leute, die vielleicht die ganze Woche am Arbeitstische, in der Schreibstube gesessen, sich Sonntags ein wenig unterhalten. Ich kann mir unmöglich Gott so strenge und pedantisch vorstellen, wie einen alten Schulmeister, welchen jede auch die unschuldigste Zerstreuung beleidigt. Reiche Leute, die sich die ganze Woche unterhalten, können leicht den Sonntag feiern und auch ihre Kinder können sie, wie dieß in England geschieht, Sonnabends anstatt Sonntags spielen lassen; dem armen Manne aber, der sechs Tage für sich und die Seinigen mühsam gearbeitet hat, gönnt Gott gewiß gerne am siebenten Tage ein kleines Vergnügen.

Rückkehr nach London und Holland. — Fest in Amsterdam. — Abreise von Rotterdam. — Die Reisegesellschaft. — Kinder-Auswanderung. — Geschichte eines armen Mädchens. — Die Capstadt. — Glückliche Begegnung. — Aenderung des Reiseplanes.

Am 12. August verließ ich Paris, wie bereits gesagt, ziemlich unverrichteter Sache, und ging wieder nach London zurück.

Ich war unterdessen mit mir selbst zu Rathe gegangen und zu einem bestimmten Entschlusse gekommen. Die ausgezeichnet gute Aufnahme, die ich in Holländisch-Indien auf meiner letzten Reise gefunden, erregte in mir den Gedanken eines zweiten Besuches, um so mehr, als es hier für mich noch manche Inseln und Eilande zu erforschen gab. Auch konnte die Lage der Dinge auf Madagaskar sich während meines dortigen Aufenthaltes ändern und mir vielleicht auf der Rückkehr den Besuch dieser so wenig bekannten Insel ermöglichen. Ich erkundigte mich daher in London sogleich nach dem Preise der Passage, fand ihn aber für meine Börse zu hoch (75 Pfund Sterling oder 750 fl. C. M.). Aus ganz besonderer Rücksicht wollte man mir 5 Pfund nachlassen.

Ich schmeichelte mir, in Holland bessere Bedingungen zu finden und die Folge zeigte, daß ich Recht hatte.

Bevor ich London verließ, besuchte ich noch den Sekretär der geographischen Gesellschaft, Herrn Shaw. Er hatte in den Zeitungen gelesen, welche Ehre man mir von Seite der geographischen Gesellschaft in Paris erzeigt hatte. Darüber schien er etwas verlegen und äußerte, er bedauere sehr, daß man hier nicht dasselbe thun könne; allein in den Statuten sei es ausdrücklich verboten, eine Frau als Mitglied aufzunehmen. Was möchten wohl die emancipirten Amerikanerinnen der Vereinigten Staaten zu einem ähnlichen Gesetze sagen? — Daß man mich nicht aufnahm, ist natürlich; denn ich kann nicht den geringsten Anspruch auf eine gründliche Bildung in irgend einem Zweige des Wissens machen. Niemand wird aber läugnen, daß es heutzutage unter den Frauen gar manche gibt, die vollkommen wissenschaftlich ausgebildet sind; und diese nur deßhalb auszuschließen, weil sie Frauen sind, würde ich höchstens im Oriente begreiflich finden, wo das weibliche Geschlecht noch wenig geachtet ist, aber gewiß nicht in dem auf seine Civilisation und seinen Zeitgeist so stolzen England.

Was mich persönlich anbelangt, so habe ich der geographischen Gesellschaft in London nur Dank zu sagen. Sie machte mir ein werthvolles Geschenk, und zwar ohne daß ich mich im geringsten darum bewarb, sowie

es überhaupt nie meine Sache gewesen ist, mich irgendwo hinzudrängen, um etwas zu erbitten.

Am 22. August betrat ich wieder die Küste Hollands, und zwar in Rotterdam. Mein verehrter Freund, Oberst Steuerwald hatte mich da an Herrn Baarz empfohlen, welcher freundliche und überaus gemüthliche Herr mich auf die herzlichste Weise aufnahm. Ich brachte einige recht angenehme Tage in seinem Hause zu. Herr Baarz führte mich bei Herrn Oversee ein, einem der größten Schiffs-Rheder Rotterdams. Gerade lag eines seiner Schiffe für Batavia bereit; es sollte Ende August absegeln. Dieß war eine erwünschte Gelegenheit für mich. Doch rieth mir Herr Oversee ab, mit diesem Schiffe zu gehen, weil bis zum Cap der guten Hoffnung, wo es anzulegen hatte, alle Plätze nicht nur besetzt, sondern überfüllt waren. Außer den Kajüten-Passagieren sollte nämlich eine ganze Schiffsladung Kinder mitgehen, Jungen und Mädchen von 10 bis 14 Jahren, bei hundert an der Zahl, welche von auf dem Cap ansäßigen Holländern verschrieben worden waren, um zu Dienern und Mägden herangebildet zu werden. Da ich aber hörte, daß den Mädchen ein abgesonderter Raum angewiesen sei und sie überdieß unter die Aufsicht einer Frau gestellt würden, schlug ich, um diese Gelegenheit nicht zu versäumen, Herrn Oversee vor, mir in eben diesem Raume eine Schlafstelle einzurichten. Der gute

Mann war es zufrieden; er stellte mich in Kost und allem übrigen den Passagieren der ersten Klasse gleich, wies mir von dem Cap aus eine eigene Kajüte an und verlangte für die ganze Reise nicht mehr als 150 holländische Gulden ($12\frac{1}{2}$ Pfd. Sterl. oder 125 fl. C. M.). Als dieß Geschäft abgemacht war, ging ich nach Amsterdam, um von der liebenswürdigen Familie Steuerwald Abschied zu nehmen. Ich kam da gerade zu einer großen Feierlichkeit recht, deren Grund mir, aufrichtig gesagt, sehr sonderbar erschien. Man feierte die vor 25 Jahren stattgehabte Trennung Belgiens von Holland. Diese Trennung war von Seite Hollands nichts weniger als freiwillig gewesen. Dessenungeachtet wurde sie mit großem Enthusiasmus gefeiert. Das Fest währte bereits einige Tage und sollte nicht unter drei oder vier Tagen beendet sein. Wie es scheint, kann der Holländer mit einem Feste nicht unter sechs bis acht Tagen fertig werden. Freilich ist das Volk aber auch sehr genügsam — vom frühen Morgen bis späten Abend in den Straßen umherzuziehen, einige Fahnen und hölzerne Triumphpforten zu bewundern nnd die eigentlichen Festgeber nach dem Festessen und nach den Bällen fahren zu sehen, ist alles, was es verlangt.

Das Hauptfest fand am 27. August statt, an dem Jahrestage der Trennung. Ich kam am 26. Nachmittags an, fand alle Fenster mit Fahnen geschmückt, hie

und da einige kleine Triumphpforten mit grünen Zweigen und farbigen Papieren geziert, und in den Straßen ein solches Gedränge, daß mein Wagen kaum durchkommen konnte.

Am folgenden Tage gab es jedoch etwas mehr zu sehen. Trotz der Regenströme, die dem Himmel, vielleicht aus Schmerz über die Theilung der Staaten, entfielen, rückte das Militär in Parade aus; der König erschien auf einer Tribüne, die auf dem Domplatze vor dem Palaste errichtet war, hörte die Reden des Bürgermeisters und der Anführer der noch aus jener Zeit stammenden Krieger an und hielt Gegenreden. Vierhundert Kinder sangen die Volkshymne und andere Lieder. Auch ein Monument wurde enthüllt, ein Obelisk, auf dessen Spitze die Göttin der Eintracht steht und dessen Untertheil auf vielen Löwenköpfen ruht, aus deren Rachen Wasser sprudelt. Abends war Feuerwerk und Beleuchtung.

Ein Urtheil über das Volk zu fällen, möchte ich mir nicht voreilig erlauben, um so mehr, da ähnliche Feste eigentlich wenig Gelegenheit dazu geben; denn bei allen Völkern der Welt findet man, wenn es etwas zu sehen gibt, dieselbe Neugierde und Zufriedenheit. Was mir jedoch hier und früher schon in Utrecht und im Haag unangenehm auffiel, war, daß sich Gruppen von drei bis vier ziemlich ärmlich gekleideten Weibern, Arm

in Arm gehend, überall lärmend durchdrängten, ja mitunter, gleich Megären, Züge von halbtrunkenen Männern anführten und gleich diesen sangen und tanzten. Die Holländer nennen das Munterkeit — ich nenne es Schamlosigkeit, und finde es traurig, daß weibliche Geschöpfe so tief fallen, ihr Laster öffentlich und so wüst zur Schau zu tragen.

Nach einem herzlichen Abschiede von meinen Freunden ging ich wieder nach Rotterdam zurück und am 31. August begab ich mich an Bord des „Salt-Bommel,“ 700 Tonnen, Capitän Juta.

Unser Schiff war das erste, welches eine Kinderladung dem Mutterlande entführte, und da der 31. August ein Sonntag und noch dazu ein sehr schöner war, und die Holländer eben so neugierig sind wie andere Nationen, so ist es nicht zu wundern, daß von dem frühesten Morgen an die Quais und die Ufer von Tausenden von Menschen bedeckt waren. Die guten Leute waren so glücklich, den ganzen Tag über unser Schiff betrachten zu können, denn erst um 4 Uhr Nachmittag kam der Schlepp-Dampfer, um uns bis zu dem „nieuwe Sluis“ zu bugsiren.

An Bord war das Leben nicht minder rege als am Ufer. Die Kinder rückten nach und nach ein, begleitet von den Ihrigen, bepackt mit Eßwaaren und kleinen Andenken. Hier drückte eine Mutter ihr Kind

zum letzten Male an die Brust, dort gab ein Vater seinem Sohne noch Ermahnungen und gute Lehren mit auf die Reise; gar manche Eltern, nachdem sie zu wiederholten Malen sich von ihrem Kinde getrennt, kehrten auf halbem Wege um, das geliebte Antlitz nochmals zu sehen. Und als das Schiff sich vom Ufer entfernte, da riefen sie sich noch lange „Lebewohl" zu, obgleich der Laut nicht mehr so weit reichte. Tücher und Hüte vertraten dann die Stelle der Stimme, das wehte und flatterte wie bei einem Volksfeste, auch kräftige „Hurrah's" schallten dazwischen — es war als ob die ganze Stadt Theil nähme an diesem Ereignisse, als ob die Kinder dem ganzen Volke gehörten. Diese allgemeine Theilnahme und Lebendigkeit verdrängte leicht und schnell jede Trauer. Kinder und Eltern schrieen mit dem Volke um die Wette und die einzelne Thräne, die manche arme Mutter ihrem Lieblinge nachweinen mochte, ging in dem lauten Jubel verloren.

So oft wir an Ortschaften vorüber kamen, fing das Tücher-Schwenken und Hurrah-Schreien von neuem an. Glückliche Jugend, die mit so leichtem Sinne der unbekannten Zukunft entgegenzieht!

Unsere Reise ging diesen Tag nicht weiter als 8 Meilen. (Ich rechne von nun an stets nach englischen Meilen, von welchen 4 auf eine deutsche Meile, und 60 auf einen Grad gehen.) Der Dampfer verabschie-

dete sich des Abends. Am folgenden Tage schleppten wir uns mühsam bis an die Rhede von „Hellevoestluis," wo wir aus Mangel an gutem Wind geduldig einige Tage vor Anker liegen bleiben mußten.

Diese wenigen Tage genügten mir, um zu erkennen, daß ich unter der mich umgebenden Gesellschaft auf eine höchst unangenehme Reise gefaßt sein mußte.

Die Kinderladung war, wie gesagt, für die Cap-Kolonie bestimmt; ein Theil sollte in der Capstadt selbst, der andere in Port Elisabeth, einige hundert Meilen entfernt an der Nord-Ost-Küste, ausgeschifft werden. Auf dem Cap ist es beinahe unmöglich, ordentliche, arbeitsame Dienst- oder Handwerksleute zu bekommen; man ist gezwungen Kaffern oder Hottentotten zu nehmen, und diese vermiethen sich nur für Tage, höchstens für Wochen und laufen häufig mitten in der Arbeit hinweg. Die Holländer verschreiben daher Kinder aus dem Mutterlande, in der Absicht, sie zu Dienst- und Handwerksleuten heranzubilden.

Die Kinder bekommen von dem Tage, an welchem sie das Schiff betreten, Verpflegung und Kleidung. An ihrem Bestimmungsorte angelangt, erhalten sie für die ersten 2½ Jahre keinen Lohn (sie dienen in dieser Zeit die Reisekosten ab), für jedes der folgenden Jahre aber außer Beköstigung und Kleidung 60 holländische Gulden, von welchen ihnen jeden Monat ein

Gulden auf die Hand gegeben wird. Die übrigen 48 Gulden werden bei dem Gerichte erlegt, und nach erlangtem 21ten Jahre erhalten sie die ganze Summe. Sie haben dann auch das Recht, ihren Dienstherren nach Belieben zu verlassen.

In verschiedenen Städten Hollands bildeten sich Komité's, um die Kinder aufzunehmen. Aus den Waisenhäusern werden keine geliefert. Die Kinder werden vor dem Gerichte befragt, ob sie damit einverstanden sind, über See zu gehen. Leider scheinen aber die Komité's die Sache sehr leicht genommen und sich nicht im geringsten an die vorgeschriebenen Bedingungen gehalten zu haben. Die Kinder waren keine Kinder mehr; — anstatt 10 bis 14 Jahre zählten sie beinahe durchgehends 16 bis 20, und alle mußten von der Straße aufgelesen worden sein, denn solch' einen Ausbund von Gesindel sah ich noch nie beisammen. Die erwachsenen Mädchen mochten sich schon jahrelang in den Matrosenkneipen umhergetrieben haben, die jüngeren ahmten die älteren nach, und alle fluchten gleich Matrosen, sangen die ausgelassensten Lieder und bestahlen sich gegenseitig. Ihre Unsauberkeit war grenzenlos.

Doch will ich den armen Geschöpfen nicht den Stab brechen, und derjenige, der sie unerbittlich verdammt, möge bedenken, welcher Fluch schon von der Geburt an auf den Kindern der Armuth lastet. Nicht

die elende Kleidung ist es, nicht die mangelhafte Nahrung, um derentwillen ich sie bedaure — ihr größtes Unglück ist Niemanden zu haben, der sich der Ausbildung ihres Herzens und Geistes annimmt. Die Eltern sind es gar selten im Stande — derselbe Fluch lastete ja auch schon auf ihrer Kindheit! Wenn sie den Tag über schwer arbeiten und ihrem Kinde das unentbehrliche Brod geben, glauben sie ihre Pflicht zu thun. Folgen mehrere Kinder nach, so reicht das Brod nicht aus, und sie sind gezwungen, die älteren sobald als möglich zur Arbeit anzuhalten. Und wäre dieß noch eine geregelte Arbeit, das würde dem Kinde nur zum Vortheile sein; aber was kann ein kleiner Junge, ein kleines Mädchen von 7 bis 8 Jahren leisten? — In den Fabriken arbeiten, in die Lehre gehen, das ist noch das beste; aber alle finden da kein Unterkommen, und es bleibt ihnen kein anderes Mittel übrig, als allerlei kleine Dienste auf den Straßen zu verrichten, Zeitungen austragen, die Trottoirs reinigen u. s. w. Sich selbst überlassen, ohne Anleitung, ohne Erkenntniß des Guten und Bösen, und leider nur zu häufig das schlechte Beispiel ihrer Eltern vor Augen habend, ist es zu wundern, wenn sie am Ende der Verführung, die sie unter allen Gestalten umgibt, erliegen?

Ungleich verdammenswerther finde ich jene Männer, welche mit der Bildung des Volkes beauftragt sind und

ihre Pflicht, wie es leider oft geschieht, so unvollkommen erfüllen. Diese können sich nicht gleich den Kindern der Armen mit Unkenntniß und Unwissenheit entschuldigen — im Gegentheil, wenn sie fehlen, thun sie es mit vollen Bewußtsein ihrer Schuld.

Ich spreche hier von den Priestern und Schullehrern, die meiner Meinung nach die wichtigsten Männer im Volke sind, denn in ihren Händen liegt die eigentliche Volkserziehung. Sie sind in jedem Dorfe die Hauptpersonen, sie können, wenn sie ernstlich wollen, unglaublich viel Gutes wirken, und auf sie sollte daher die Regierung das schärfste Auge haben.

Ist dieß der Fall? — Leider nein.

Die Priester sind von ihren Consistorien meist so wenig beaufsichtigt, daß oft das ganze Dorf laut von der sittenlosen Aufführung des Pfarrers spricht, während dessen Vorgesetzten nichts davon hören. Und wird die Sache am Ende gar zu arg, worin besteht die Bestrafung? — In der Uebersetzung nach einem anderen Orte.

Was die Schullehrer betrifft, so sind sie so schlecht bezahlt, daß gewöhnlich nur Leute sich diesem Fache widmen, welche keinen anderen Ausweg finden.

Priester und Schullehrer (mit wenigen Ausnahmen) meinen ihre Pflicht zu thun, erstere, wenn sie Sonntags eine trockene Predigt halten, letztere, wenn sie ihren

Zöglingen allenfalls Lesen und Schreiben lehren. Sich um die moralische Erziehung der ihnen anvertrauten Kinder bemühen, ihnen die Erkenntniß des Guten beibringen, Geist und Gemüth zu erwecken suchen und vor allem ihnen mit einem guten Beispiele vorangehen — wie Wenige thun dieß?!

Auch an Bord hatten wir einen Schullehrer, Herrn Jongeneel mit seiner Frau; er sollte die Jungen, sie die Mädchen überwachen. Beide aßen und tranken ganz tüchtig, beteten auch viel und sangen Psalmen; aber um die Aufführung der ihnen Anvertrauten bekümmerten sie sich wenig. Kaum war die letzte Psalm-Note in dem Munde der Mädchen erstorben, so eilten sie auf das Deck und verschwärmten die Abende und halben Nächte mit den Steuerleuten und Matrosen. Selbst am Tage benahmen sie sich so schamlos, daß ich nebst einer jungen Frau und deren Stieftochter die meiste Zeit in der Kajüte zubringen mußte.

Wie ich vernahm, bekommt Herr Jongeneel auf dem Cap eine Anstellung als Missionär. Was ist von solch' einem Manne zu erwarten? Schon die Reise begann er mit einer Lüge. Er versicherte dem Komité, daß er keine Kinder habe, und er kam an Bord nicht nur mit einem Kinde, sondern seine Frau erwartete jeden Augenblick ein zweites, und ihre Entbindung hatte auch richtig am 3. September statt.

Daß ich unter diesen Umständen nicht in der Kajüte der Mädchen schlafen konnte, versteht sich von selbst. Kapitän Juta, ein überaus guter, gefälliger Mann, sah dieß ein und ließ mir, da durchaus kein anderer Platz vorhanden war, auf einer Bank in der ersten Kajüte ein Lager bereiten. Es war nicht sehr bequem, denn die Bank hatte kaum einen Fuß Breite, und besonders wenn das Schiff rollte, konnte ich mich nur mit Mühe darauf erhalten.

Die übrige Reisegesellschaft, außer der jungen Frau und ihrer Stieftochter noch aus 8—9 Herren bestehend, war ebenfalls keine der besten. Die meisten benützten gar gerne jede Gelegenheit, sich mit den Mädchen zu unterhalten, und zwar ungefähr in derselben Art, wie es die Matrosen thaten. Abends ging es oft so toll zu, daß wir Frauen durchaus kein Fleckchen auf dem Decke fanden, wo wir ungestört der reinen Luft hätten genießen können. Die Herren und Mädchen verfolgten sich, stachen sich gegenseitig mit Nadeln, schrieen, lachten und lärmten wie in der gemeinsten Kneipe. Nur Einer machte eine Ausnahme davon, Herr Schuhmann, ein junger Apotheker.

Erst am 4. September erhob sich etwas Wind und mit seiner Hilfe und jener eines kleinen Schleppdampfers gingen wir über die Rhede in die Nord-See. Die Segel schwellten sich und schon am 5. traten wir in

den Kanal, welchen wir in 2½ Tagen durchfuhren — die schnellste Fahrt, die ich auf diesen gefährlichen Fluthen in einem Segelschiffe gemacht habe.

Der 7. September war ein Sonntag. Der Schullehrer oder angehende Missionär hielt den Gottesdienst mit gesenkten halbgeschlossenen Augen, mit einer Salbung und Wichtigkeit, als wäre er schon als Priester auf die Welt gekommen. Seine Rede oder Predigt war so hölzern und erbärmlich, wie sie für Wilde paßt, welche weder eine gute noch eine schlechte verstehen. Beim Essen verstand er das Ding besser, und die vollen Teller verschwanden vor ihm wie durch Zauberei.

Nachmittags hatten wir beinahe Windstille. Der Kapitän, der gerne allen Freude und Vergnügen bereitete, hatte eine schöne Orgel an Bord. Er ließ sie auf das Deck bringen und spielte der Jugend zum Tanze auf. Das gab ein wahres Fest. Alles war lustig, munter und bescheiden, denn der Kapitän blieb stets gegenwärtig. Auch die Matrosen sangen und tanzten theils unter sich, theils mit den Mädchen. Die Jungen kletterten auf dem Tauwerke umher, spielten mit einander oder machten allerlei gymnastische Uebungen. Wir Reisende gruppirten uns dazwischen und ergötzten uns an der Jugend Munterkeit.

Nur eines der Mädchen nahm keinen Theil an diesem Freudenfeste; die Arme allein schien zu fühlen,

wie traurig es sei, ohne Stab und Stütze in die weite Welt hinauszugehen. Schon in der ersten Nacht, die ich in der Kajüte der Mädchen zubrachte, fiel mir ihre Traurigkeit auf; unter Thränen schlief sie ein, im Schlafe rief sie nach der Mutter und des Morgens, als sie erwachte und all' die fremden Gesichter um sich sah, da ward ihr gar bange um's Herz. Sie kauerte sich in eine Ecke und weinte lange bitterlich. Wie groß muß die Noth der Eltern gewesen sein, daß sie sich von einem Kinde trennten, das so leidenschaftlich am väterlichen Hause hing, wie schmerzlich muß der Abschied der armen Mutter von ihrem Kinde gewesen sein, das hinging nach einem fremden Welttheile, von welchem es wohl schwerlich wieder zurückkehren dürfte! Wahrlich eine solche Trennung ist bitterer, als wenn die Eltern der Leiche des Kindes nach dem Grabe gefolgt wären; da wüßten sie wenigstens die Seele geborgen — so aber auf der weiten Reise unter den fremden Menschen waren Seele und Körper jeder Gefahr ausgesetzt.

O daß doch alle jene, die dergleichen verwaiste Kinder in ihrem Hause aufnehmen, ihnen nur einigermaßen durch liebevolle Behandlung ersetzen möchten, was die Armen verloren haben! Ich suchte das Mädchen so viel als möglich zu trösten, auch der gute Kapitän sprach der Armen freundlich zu und bot ihr an, sie wieder nach Europa zurückzunehmen, wenn es ihr auf

dem Cap nicht gefiele. Doch wie es leider nur zu häufig der Fall ist, die Traurigkeit nahm von Tag zu Tag ab, das Mädchen fing nach und nach an, Wohlgefallen an dem Benehmen seiner Gefährtinnen zu finden und nach wenigen Wochen waren Eltern und Heimath vergessen.

Das einzige Mädchen an Bord, das gesittet blieb, war gerade eines, von welchem ich dieß am wenigsten erwartet hätte. Marie, so hieß es, stammte nebst ihrem zwei Jahre jüngeren Bruder aus der ersten Ehe eines Mannes, der sich kurz nach dem Tode ihrer Mutter mit einem anderen Weibe verheirathete. Dieses Weib mochte die Kinder aus der ersten Ehe nicht leiden, zankte fortwährend mit ihnen und mißhandelte sie bei jeder Gelegenheit, besonders wenn sie zu viel Branntwein getrunken hatte, was, wie es schien, ziemlich häufig der Fall war. Als Marie das 18., ihr Bruder das 16. Jahr erreicht hatten, meinte das Weib, sie seien nun alt genug, ihr Brod selbst zu verdienen, und stieß sie aus dem Hause. Die Armen schliefen drei Monate hindurch auf der Straße oder in irgend einem Winkel, niemand wollte sie aufnehmen, kein Mensch erbarmte sich der halbverhungerten, in elende Lumpen gehüllten Geschöpfe. Gelernt hatten sie nichts; es gelang ihnen daher kaum, durch Betteln und durch kleine Hilfeleistungen hie und da einige Pfennige zu erhaschen, um sich

etwas Brod zu kaufen. Ein einziges Mal hatten sie Hoffnung, ihr Schicksal gebessert zu sehen. Eines Abends, an der Ecke einer Straße stehend, sahen sie einen schon bejahrten Mann mit einem kleinen Mädchen an der Hand über dieselbe gehen. Ein munterer Junge von 7 bis 8 Jahren folgte ihnen, war aber mit einem Reife spielend einige Schritte zurückgeblieben. Als er sich gerade mitten auf der Straße befand, kam plötzlich um die Ecke ein Wagen gefahren. Der Junge erschrickt, will auf die Seite springen, fällt jedoch über seinen Reif und würde wahrscheinlich, wo nicht von dem Wagen, so doch wenigstens von den Pferden beschädigt worden sein, wenn Marien's Bruder, der zufällig ganz nahe stand, nicht auf ihn zugestürzt wäre und ihn auf die Seite gerissen hätte.

Der alte Herr eilte so rasch als möglich herbei, nahm den Jungen in seine Arme, untersuchte ihn von allen Seiten und konnte kaum glauben, daß er ohne alle Verletzung davon gekommen sei. Da sich unterdessen einiges Volk versammelt hatte, bedeutete er Marien's Bruder, ihm zu folgen und ging mit den Kindern nach seinem Hause. Er ließ die beiden Bettler — denn Marie hatte ihren Bruder nicht verlassen — eintreten und fragte sie, wovon sie lebten. Sie erzählten ihm mit wenig Worten ihr ganzes Schicksal. Der alte Herr schien gerührt, schrieb sich die Adresse ihres Vaters auf

und entließ sie mit einem kleinen Geschenke und mit dem Bedeuten, sich am folgenden Abende in seinem Hause einzufinden.

Die Geschwister waren ganz glücklich; zum ersten Male nach drei Monaten konnten sie etwas Warmes genießen und unter einem Dache schlafen, und dann hofften sie, am folgenden Abend werde ihnen der gute Herr Arbeit verschaffen, sie vielleicht gar in sein Haus aufnehmen. Die Stunde konnten sie kaum erwarten, mehrmals gingen sie an dem Hause vorüber — endlich wird es Abend, und zagend klopfen sie an die Thüre. Ein alter Diener erscheint und heißt sie warten; nach einiger Zeit kommt er wieder, drückt ihnen einige Gulden in die Hand und sagt ihnen, daß sein Herr nichts weiter für sie thun könne. Man denke sich den Schmerz der armen Geschwister — da sie nicht wagten den Diener zu befragen, so zogen sie weinend fort.

Wahrscheinlich war der alte Herr unter Tags nach dem Hause ihrer Eltern gegangen, hatte wohl die Stiefmutter allein getroffen und das böse Weib, um sich zu rechtfertigen, daß es die beiden Kinder aus dem Hause gestoßen, mochte die abscheulichsten Dinge über sie gesagt haben.

Die Armen sahen mit der größten Angst dem kommenden Winter entgegen, da hörten sie glücklicher Weise von dem Komité, welches junge Leute für das

Cap anwarb. Sie gingen sogleich dahin und ließen sich aufnehmen.

Ein Mädchen, das unter solchen Umständen tugendhaft bleibt, verdient es nicht die größte Bewunderung, die höchste Achtung? — Nicht die böse Stiefmutter konnte es verderben, nicht das kummervolle Leben, nicht das schlechte Beispiel auf dem Schiffe. Gott gebe der armen Marie Glück und Segen, sie verdient es vor allen! —

Am 19. September hatten wir eine sehr merkwürdige Erscheinung. Wir gingen ruhig vor dem Winde, als dieser plötzlich umsetzte und wir eine volle Ladung von vorne bekamen. Die Segel konnten nicht so rasch eingerefft werden, ohne daß die Bramstange brach, eines der Segel in Stücke ging und das Schiff sich zweimal umdrehte. Alles war in wenig Minuten vorüber, die Passagiere, die in der Kajüte waren, bemerkten gar nichts davon. Der Kapitän schrieb diese Erscheinung einer starken Windhose zu; wir sahen sie zwar nicht, waren aber wahrscheinlich in den Bereich des sie verursachenden Wirbelwindes gerathen.

Zum Schlusse der Reise, die sonst ohne weitere Zufälle etwas langsam vor sich ging, hatten wir einen Todesfall; das ältere Kind des Schullehrers starb an der häutigen Bräune. Was mich bei diesem Ereignisse am unangenehmsten berührte, war das Benehmen der Mutter. Sie hatte das Kind noch auf dem Schooße,

es war vor wenig Augenblicken verschieden, da verlangte sie Brod, Butter und Käse nebst einem Glase Wasser. Als sie das Wasser trinken wollte und es ungezuckert fand, schalt sie das Mädchen aus und ließ Zucker holen. Nachdem sie Hunger und Durst gestillt, wurde das Kindchen angekleidet, und nun begann die Schmerzens-Scene. Sie nahm es in die Arme, weinte und schluchzte und that als könnte sie sich gar nicht davon trennen. Einige Stunden später verschwand alle Trauer, es war, als hätten die Leute das Kind gar nie gehabt.

Am 16. November Mittags sanken endlich unsere Anker vor der Capstadt. Was die Beschreibung dieser Stadt anbelangt, so verweise ich meine Leser auf mein voriges Werk: „Zweite Weltreise."

Es war gerade Sonntag und deshalb ging ich nicht an's Land; wo Engländer die Hauptzahl der Bevölkerung bilden, ist es nicht Sitte an diesem Tage Besuche zu machen; die Leute sind von Morgens bis Abends entweder in der Kirche oder sie beten zu Hause, oder sie thun wenigstens so.

Die Capstadt ist nicht so groß, daß nicht schon nach wenig Stunden bekannt war, wer alles angekommen sei, und noch denselben Nachmittag bekam ich für die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes zwei freundliche Einladungen, die eine von Madame Bloom, die andere von Herrn Apotheker Juritz.

Am 17. November Morgens war ich eben beschäftigt meine wenigen Sachen zusammenzupacken, um mit dem Kapitän an's Land zu gehen, als ein Herr an Bord kam, mich aufzusuchen. Er stellte sich mir als einen Franzosen Namens Lambert vor, sagte mir, daß er bereits seit Jahren auf der Insel Mauritius lebe und vor wenigen Tagen auf der Rückreise von Frankreich dahin im Cap angekommen sei. Er habe bereits in Paris von meinem Vorhaben nach Madagaskar zu gehen gehört und eben so, daß mir die Reise abgerathen worden sei. Gestern meine Ankunft vernehmend, beeile er sich, mich einzuladen, die Reise nach Madagaskar — wenn ich nicht ganz darauf verzichtet habe — in seiner Gesellschaft zu machen. Er sei bereits vor zwei Jahren auf dieser Insel gewesen und kenne die Königin persönlich. Schon von Paris aus habe er an sie geschrieben und um die Erlaubniß zu einer zweiten Reise angesucht (ohne die Erlaubniß der Königin kann nämlich niemand Madagaskar besuchen). Er hoffe diese Erlaubniß in Mauritius vorzufinden und würde sofort nach unserer Ankunft daselbst auch um die meinige schreiben, an deren Erlangung er nicht im geringsten zweifle; nur müßte ich mich, im Falle ich die Reise unternehmen wollte, gleich dazu entschließen, da der Steamer nach Mauritius schon den folgenden Tag abginge. Die Reise von Mauritius nach Madagaskar könnte, der jetzt dort herrschenden

Regenzeit wegen, zwar erst zu Anfang April unternommen werden, doch würde ich bis dahin in seinem Hause die herzlichste Aufnahme finden.

Man denke sich meine Freude, meine Ueberraschung! Aller Hoffnung hatte ich bereits entsagt, diese Reise je auszuführen, und nun konnte ich sie machen und noch dazu auf so bequeme und gefahrlose Weise. Ich wußte gar nicht, was ich Herrn Lambert antwortete — ich hätte laut aufjubeln und jedem Menschen mein Glück verkünden mögen. Ja, Glück habe ich auf meinen Reisen — ein nie endendes Glück! In Rotterdam finde ich gerade ein Schiff, welches an dem Cap anlegt — eine Sache, die sich kaum zweimal im Jahre ereignet, da die Holländer beinahe in gar keiner Verbindung mit dem Cap stehen. Hier am Cap komme ich gerade zu rechter Zeit an, um Herrn Lambert noch zu treffen — 24 Stunden später, und er hat das Cap verlassen. Das sind von jenen glücklichen Ereignissen, welche man in Romanen so häufig, im wirklichen Leben aber so selten findet.

Ich sandte augenblicklich mein Gepäck nach dem Dampfer und eilte an's Land, meine Freunde zu begrüßen. Ein Adjutant des Gouverneurs Mr. Gray suchte mich auf, um mich in des Letzteren Namen einzuladen in dessen Landhause abzusteigen. Ich konnte der schmeichelhaften Einladung nicht widerstehen und

brachte den ganzen Abend bei Sr. Excellenz zu. Mr. Gray machte mir den verführerischen Vorschlag, in seiner Gesellschaft einen großen Theil des Cap-Landes zu bereisen; allein um nichts auf der Welt hätte ich auf Madagaskar verzichtet. Ich dankte ihm daher für sein freundliches Anerbieten, dessen Werth ich vollkommen erkannte und das ich unter anderen Umständen gewiß mit der größten Freude angenommen hätte. Dieser gute Herr nahm sehr viel Antheil an mir, es schien ihm wirklich leid zu thun, mir in nichts dienlich sein zu können. Ich mußte ihm versprechen, mich schriftlich an ihn zu wenden, wenn ich irgendwo auf meinen Reisen seiner Empfehlung oder sonst etwas bedürfe.

Am 18. November Morgens ließ mich Mr. Gray nach der Stadt zu Herrn Lambert bringen, und einige Stunden später ging es wieder unter Segel.

Reise nach der Insel Bourbon. — Mauritius. — Reichthum der Insel. — Die Stadt Port-Louis. — Lebensweise der Einwohner. — Indische Dienerschaft. — Die großen Diners. — Die Landhäuser. — Gastfreundschaft der Kreolen.

Ich fuhr von dem Cap nach Mauritius auf dem schönen, ganz neuen Dampfer „Governor Higginson", Kapitän French, 150 Pferdekraft. Das Schiff war auf Aktien gebaut worden, von welchen der größte Theil Herrn Lambert gehörte. Dieser Herr ließ mich nicht für meinen Platz bezahlen und würde es auch nicht zugelassen haben, selbst wenn er gar keine Aktie besessen hätte. Er behauptete, ich sei nun sein Gast, bis ich Mauritius für immer verließe.

Unsere Reise (bis Mauritius 2400 Seemeilen) war sehr glücklich. Wir gingen zwar bei stürmischer See unter Segel und hatten viel mit Gegenwinden zu kämpfen, dessenungeachtet soll noch kein anderer Dampfer diese Reise so rasch gemacht haben.

Zu sehen bekamen wir, außer einigen unbedeutenden Wasserhosen, bis zur Insel Bourbon nichts.

Ich erfuhr auf diesem Steamer genau den Betrag der laufenden Ausgaben. Ohne Kohlen steigt er

über 500 Pfd. Sterl. pr. Monat. Das Dienstpersonale bestand aus 47 Personen. Steinkohlen wurden in 24 Stunden ungefähr 25 Tonnen (50.000 Pfund) verbraucht. Letztere kommen an manchen Orten, wie z. B. auf dem Cap, sehr theuer zu stehen — 2½ Pfd. Sterl. pr. Tonne.

Am 1. Dezember Morgens entdeckten wir Land und Nachmittags warfen wir Anker auf der eben nicht sehr geschätzten Rhede von St. Denis, der Hauptstadt der Insel Bourbon.

Diese niedliche Insel, auch „Isle de la Réunion“ genannt, liegt zwischen Mauritius und Madagaskar, unter dem 20. und 21. Grade südlicher Breite und dem 52. und 53. Grade östlicher Länge. Sie hat 40 englische Meilen Länge auf 30 Meilen Breite, und zählt gegen 200.000 Einwohner. Im Jahre 1545 von dem Portugiesen Mascarenhas entdeckt, wurde sie im Jahre 1642 von den Franzosen besetzt; von 1810 bis 1814 stand sie unter englischer Herrschaft; seitdem ist sie französisch geblieben.

Isle de Bourbon hat hübsche Gebirgszüge und auch bedeutende Ebenen, die sich der See entlang erstrecken. Die Flächen sind mit Zuckerrohr bepflanzt, das hier herrlich gedeiht und der Insel ein üppig frisches Aussehen verleiht.

Die Stadt St. Denis ist weit in die See hinaus-

geschoben und von immergrünen Gärten und Bäumen umgeben. In ihrem Rücken erhebt sich ein sanfter Hügel, auf welchem ein palastähnliches Gebäude steht, welches alles umher stolz übersieht. Ich hielt es für den Sitz des Gouverneurs; es hatte aber eine edlere Bestimmung, es war das Hospital. Auch die katholische Kirche steht auf dem Hügel, und an seinen Fuß lehnt sich ein langes Gebäude nur mit einem Erdgeschoß und schönen Säulengängen, das auf den ersten Blick einer römischen Wasserleitung gleicht; bei genauerer Besichtigung entdeckt man jedoch die Fenster und Thüren. Es ist die Kaserne. Das ganze Bild wird durch eine schöne Bergkette geschlossen, die sich in zwei Theile spaltet und eine reizende Fernsicht in eine großartige, dicht mit Pflanzen und Bäumen bewachsene Schlucht gestattet.

Alles das sah ich vom Decke aus, denn wir hielten nur einige Stunden an, und diese vergingen mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten, mit den Besuchen des Arztes, des Post-Offiziers, der Douane u. s. w. Kaum waren diese abgethan, so brauste auch der Dampf schon wieder auf, die Räder setzten sich in Bewegung und weiter ging es nach der hundert englische Meilen entfernten Insel Mauritius.

Am folgenden Morgen hatten wir Bourbon nicht nur schon lange aus dem Gesichte verloren, sondern wir sahen bereits Mauritius vor uns liegen, und Nachmit-

tags ruhte unser Dampfer im sicheren Hafen von Port-Louis, der Hauptstadt der Insel. Aber nicht weniger als drei Stunden vergingen, bis wir das Land betreten konnten, wo ich in dem Landhause Herrn Lambert's abstieg.

Die Insel Mauritius zeigt von der See aus ungefähr dasselbe Bild wie Bourbon, nur sind die Gebirge höher und in mehrfachen Ketten aufgethürmt. Die Stadt nimmt sich nicht so gut aus wie St. Denis; es fehlen ihr besonders die großen, stattlichen Gebäude, welche letzterer so vielen Reiz verleihen.

Die Insel Mauritius, früher „Isle de France“ genannt, liegt auf der südlichen Hemisphäre unter dem 19. — 20. Breiten- und dem 54. — 55. Längen-Grade. Ihre Länge beträgt 37, ihre Breite 28 englische Meilen, die Einwohner-Zahl: 180.000.

Mauritius gehört gleich Bourbon zu Afrika und wurde im Jahre 1570 von den Holländern besetzt, soll aber schon früher von dem Portugiesen Mascarenhas entdeckt worden sein. Die Holländer gaben ihr den Namen: Mauritius; sie verließen sie jedoch wieder im Jahre 1712. Drei Jahre später nahmen sie die Franzosen in Besitz und nannten sie Isle de France. Im Jahre 1810 eroberten sie die Engländer, welchen sie seitdem gehört. Letztere haben ihr den Namen „Mauritius“ wiedergegeben.

Als die Insel entdeckt wurde, war sie unbewohnt. Die Weißen führten Sklaven ein: Neger, Malebaren, Malegaschen, aus deren Vermischung in der Folge alle denkbaren Abarten entstanden. Seit der Aufhebung der Sklaverei (im Jahre 1825) kommen beinahe alle Arbeitsleute aus Indien. Das britisch-indische Gouvernement schließt mit den Leuten, die sich nach Mauritius verdingen wollen, Kontrakte auf fünf Jahre ab, nach deren Ablauf sie sich bei der Regierung auf Mauritius melden können, und auf Kosten derselben nach ihrem Vaterlande zurückgesendet werden. Diejenigen, die sich nicht melden, verlieren das Recht auf die freie Ueberfahrt.

Der Dienstgeber muß für jeden Arbeiter an die Regierung das erste Jahr 2 Pfd. Sterl., jedes der folgenden Jahre 1 Pfd. Sterl. bezahlen; dieses Geld deckt die Kosten der Her- und Rückfahrt. Dem Arbeiter selbst hat er monatlich 5 bis 6 Rupien (ungefähr 5—6 fl. C. M.) und Kost und Wohnung zu geben. Dieß gilt für den gemeinen Arbeitsmann; für Köche, Handwerker u. s. w. steigt der Lohn je nach deren Fähigkeiten viel höher.

Ich fand die Bewohner von Mauritius gerade in sehr großer Aufregung; es war vor kurzem die Nachricht aus Calcutta gekommen, daß die Ausfuhr der Arbeitsleute verboten worden sei, indem man erfahren habe,

sie würden in der Quarantäne (der Cholera wegen) sehr schlecht behandelt. Man sagt jedoch schon, daß die hiesige Regierung den Gebrechen der Quarantäne mit möglichster Sorgfalt abzuhelfen gedenke und hofft daher, daß das Verbot bald wieder aufgehoben werde. Sollte dieß nicht geschehen, so ginge die Insel in wenig Jahren ihrem Ruin entgegen.

Gegenwärtig ist sie in den glänzendsten Umständen; die Einkünfte, die dieses Inselchen nicht nur den Pflanzern, sondern auch der Regierung abwirft, sind so bedeutend, wie es verhältnißmäßig vielleicht auf keinem anderen Punkte der Welt der Fall sein dürfte. Im Jahre 1855 z. B. wurden 2½ Millionen Centner Zucker erzeugt, im Werthe von 1,777.428 Pfd. Sterl., das Einkommen der Regierung betrug in demselben Jahre 348.452 Pfd. Sterl.; die Ausgaben waren bedeutend geringer, und da dieß beinahe in jedem Jahre der Fall ist und der Ueberschuß nicht nach England geschickt wird, sondern im Lande bleibt, so ist die Staatskasse stets reichlich gefüllt. Im gegenwärtigen Augenblicke soll sie 300.000 Pfd. Sterl. besitzen. Und mit jedem Jahre steigt der Reichthum der glücklichen Insel. Im Jahre 1857 nahmen die Einkünfte der Regierung um 100.000 Pfd. Sterl. zu, welche Summe ganz allein die neue Steuer auf geistige Getränke einbrachte. Daß auch den Einwohnern ein großer Ueberschuß zu Theil wird, beweist

der Unterschied zwischen der Aus- und Einfuhr. Im Jahre 1855 überstieg die erstere die letztere um eine halbe Million Pfd. Sterl.; könnten wir doch dasselbe von manchen großen europäischen Staaten sagen!

Die Beamten der Regierung sind sehr gut bezahlt, doch bei weitem nicht so gut wie in Britisch-Indien, obgleich das Leben auf Mauritius ungleich theurer zu stehen kommt. Die Ursache ist, daß das Klima in Indien für Europäer als sehr ungesund betrachtet wird, was mit jenem von Mauritius nicht der Fall ist. Der Gouverneur hat nebst freier Wohnung jährlich 6000 Pfd. Sterl.

Herrn Lambert's Landhaus „Les Pailles“, in welchem ich abstieg, liegt sieben Meilen von der Stadt in dem Bezirke von Mocca. Die ganze Insel ist in elf Bezirke eingetheilt.

Ich fand bei meinem freundlichen Wirthe alles, was ich nur wünschen konnte — schöne Gemächer, feine Kost, zahlreiche Dienerschaft und dabei die größte Unabhängigkeit; denn Herr Lambert fuhr jeden Morgen nach der Stadt und kam erst Abends wieder.

Nachdem ich einige Tage ausgeruht, begann ich meine Wanderungen.

Vor allem besuchte ich die Stadt Port-Louis. Leider gab es da wenig zu sehen. Obwohl ziemlich groß (50.000 Einwohner), besitzt sie mit Ausnahme des

Regierungs=Palastes, in welchem der Gouverneur wohnt, und des Bazars, gar keine schönen öffentlichen Gebäude. Auch die Privathäuser sind durchaus klein, höchstens mit einem Stockwerke versehen. Die Brücke, welche über den großen Fluß führt, der häufig so wenig Wasser hat, daß man hindurchgehen kann, wäre nicht ohne Geschmack gebaut, hätte man nicht an ihrer Breite gespart — sie ist so schmal, daß nur ein Wagen darüber fahren kann; die entgegenkommenden müssen warten. Es scheint mit den Regierungen eben so zu gehen, wie mit vielen Privat=Personen: so lange sie wenig Geld oder gar Schulden haben, sind sie großmüthig und verschwenderisch; aber von dem Augenblicke an, wo sie zu Vermögen kommen, werden sie sparsam und geizig. Die Regierung von Mauritius wenigstens scheint in diesem Falle, und bei ihrem gefüllten Staatsschatze ist sie viel knickeriger als unsere europäischen Staaten bei ihren drückenden Schulden. Oder ist es vielleicht nicht eine erbärmliche Knickerei, an dem Orte der Stadt, wo der belebteste Verkehr herrscht, eine so schmale Brücke zu bauen?

Zwei andere Brücken aus gehauenen Steinen, stürzten während meines Hierseins gänzlich ein, als sie kaum beendet waren, glücklicherweise ohne jemanden zu beschädigen. Jeder Gouverneur ist nur auf das Füllen der Staatskassen bedacht; sein größter Stolz besteht darin, sagen zu können, daß sich unter seiner Regierung

der Staatsschatz um so viel tausend und tausend Pfund vermehrt habe. Dieser Ansicht zufolge fand der gegenwärtige Gouverneur den Ueberschlag, welcher ihm von den Kosten der beiden Steinbrücken überreicht wurde, viel zu hoch, befahl sie billiger zu machen, und kann sie nun ein zweites Mal bauen.

Die Stadt besitzt auch einen Spaziergang, Champ de Mars, der aber wenig besucht wird, und ein Theater, in welchem eine französische Truppe spielt.

Die reichen Leute leben meistens in ihren Landhäusern und kommen nur des Tages über nach der Stadt.

Die Lebensweise der Europäer und Kreolen (unter letzteren versteht man die von weißen Eltern auf der Insel Geborenen) ist ungefähr dieselbe wie in Britisch- oder Holländisch-Indien. Mit Sonnen-Aufgang erquickt man sich an einer Tasse Milchkaffee, welche in das Schlafzimmer gebracht wird, zwischen 9 und 10 Uhr ruft die Glocke zum Frühstücke, das aus Reis und Curey und einigen warmen Gerichten besteht, und um 1 oder 2 Uhr genießt man Früchte oder Brod und Käse. Das Hauptmahl findet Abends statt, und zwar gewöhnlich erst nach 7 Uhr.

Das Leben ist sehr theuer. Häusermiethe, feinere Lebensmittel, Dienerschaft u. s. w. haben unglaublich hohe Preise. Der einfachste anständige Haushalt einer Familie mit drei bis vier Kindern kostet monatlich

250 bis 300 Thaler (1 Thaler gleich 2 fl. C. M.). Die Dienerschaft, zwar ungleich geringer als in Indien, ist bei weitem zahlreicher als in Europa. Familien, die wenig Aufwand machen, haben z. B. einen Diener, einen Koch, einen Mann, der das Wasser trägt und das Geschirr reinigt, einen anderen, der die Wäsche wäscht und ein Paar Jungen von 12 bis 14 Jahren. Die Frau hat außerdem eine Dienerin für sich und eine oder mehrere für die Kinder, je nach deren Anzahl. Wer Pferde hält, braucht noch einen Kutscher für jedes Paar Pferde. Der monatliche Lohn der Diener ist ungefähr folgender: für einen gewöhnlichen Koch 10 bis 12 Thaler, für einen Diener oder eine Magd 8 bis 10 Thaler, für einen Kutscher 15 bis 30 Thaler. Ein ganz gewöhnlicher Knecht erhält wenigstens 6 Thaler, die Jungen jeder 2 Thaler nebst Kleidung. Man gibt ihnen Wohnung, aber keine Kost. In Britisch-Indien bezahlt man den Dienern nicht so viel Rupien als hier Thaler. Die Kost kommt den Leuten monatlich höchstens auf 1¼ Thaler zu stehen; sie leben von Reis mit rothem Pfeffer, etwas Gemüse oder einigen Fischen, und alle diese Gegenstände sind beinahe für nichts zu haben. Man ist hier schlechter bedient, als in allen Ländern, die ich kenne, Amboina auf den Molukken vielleicht ausgenommen. Ueberall muß man seine Diener mitnehmen, denn geht man z. B. zu jemanden auf das Land, ohne

Bedienung bei sich zu haben, so ist man der Gefahr ausgesetzt, Abends das Bett nicht gemacht, die Wasserkanne leer zu finden u. s. w. Die armen Hausfrauen haben hier wirklich die größte Noth, wenn sie ihr Haus nur einigermaßen in Ordnung halten wollen. In Indien sind sie ungleich besser gestellt; da führt der erste Diener unter dem hochtrabenden Namen „Major domus“ die oberste Leitung. Das ganze Haus- und Tischgeräthe, die Wäsche, das Silberzeug, alles wird ihm übergeben; er steht dafür gut, er überwacht die Dienerschaft, rechnet mit den Leuten ab, verabschiedet die einen, nimmt die anderen auf. Ist man mit irgend etwas unzufrieden, so wendet man sich an den Major domus. Hier aber muß die Hausfrau dieses beschwerliche Amt selbst übernehmen, und da sich die Kreolinnen gerade nicht sehr durch Thätigkeit und Sorgfalt auszeichnen, so ist es nicht zu wundern, wenn es im Inneren mancher Haushaltung nicht zum besten aussieht. Ich würde keinem Besucher rathen, vorwitzig zu sein und seinen Fuß in ein anderes als das Empfangszimmer zu setzen.

Geselligkeit herrscht wenig auf Mauritius, es gibt nicht einmal einen Clubb; die Hauptursache mag die sein, daß die Gesellschaft beinahe zu gleichen Theilen aus Franzosen und Engländern besteht — zwei Nationen von zu verschiedenem Charakter, zu verschiedenartiger Denkungsweise!

Außer diesem Hauptgrunde gibt es aber noch einige andere, z. B. die späte Eßstunde und die großen Entfernungen. Wie ich bereits bemerkt habe, wird in den meisten Häusern um 7 oder 8 Uhr zu Mittag gegessen, wodurch der ganze Abend verloren geht. In anderen heißen Ländern, wo ebenfalls die Sitte herrscht, außer der Stadt in Landhäusern zu wohnen, kommen die Herren gewöhnlich um 5 Uhr von ihren Geschäften heim, essen um 6 Uhr zu Mittag und um 7 Uhr ist man bereit, Besuche oder Freunde zu empfangen.

Hier aber macht man die Besuche vor Tische — nach dem Essen ist es natürlich zu spät — und will jemand mehrere Personen für den Abend vereinigen, so muß er sie feierlichst zu einem Diner einladen. Diese Diners werden mit der größten Etiquette abgehalten. Jedermann erscheint in vollem Staate, die Beamten gewöhnlich in Uniform, als handelte es sich um eine Einladung bei Hofe. Man sitzt an der Tafel oft zwischen Leuten, deren Namen man nicht einmal kennt, und nachdem man sich da stundenlang gelangweilt hat, geht man gewöhnlich erst nach 9 Uhr in die Empfangszimmer, um sich da auch noch einige Zeit zu langweilen. Musik wird höchst selten gemacht, Spielkarten liegen zwar überall auf den Tischen, aber spielen sah ich nie. Jeder Gast erwartet mit Begierde die Stunde, wo er sich schicklicher Weise verabschieden kann, dankt Gott, daß

der Abend vorüber ist und — nimmt dennoch die nächste Einladung mit der größten Freude an.

Dergleichen Diners finden aber nicht sehr häufig statt, denn so gerne die Leute bereit sind, der guten Gesellschaft und der wohlbesetzten Tafel zu Liebe heldenmüthig die Langweile zu ertragen, so hat andererseits der großmüthige Gastgeber zu bedenken, daß ihn jedes Couvert ohne Wein wenigstens 6 bis 8 Thaler kostet. Nicht viel geringere Auslagen mag ihm der Durst seiner lieben Gäste verursachen, denn sowohl Franzosen wie Engländer wissen guten Rebensaft zu schätzen, und Mauritius müßte keine englische Besitzung sein, daß nicht die feinsten Weine Europa's ihren Weg dahin gefunden hätten.

Dem glücklichen Gast, wenn er so unglücklich ist, keine Pferde, keinen Wagen zu besitzen, kommt ein solches Diner ebenfalls ziemlich hoch zu stehen, da er gewöhnlich 4 bis 6 oder noch mehr englische Meilen zu machen hat und die Miethe einer Kutsche wenigstens 5 Thaler kostet.

Auf dem Lande herrscht größere Gastfreundschaft als in der Stadt; aber auch nicht überall. Ich bekam sehr viele Einladungen, unter anderen eine von dem Gouverneur, Herrn Higginson, der zu „Reduit," sieben englische Meilen von der Stadt, ein Landhaus besitzt. Die meisten der Einladungen, besonders jene, wo ich

mehr Etiquette als herzliche Freundlichkeit vermuthete, wies ich zurück. Ich bin nie eine Freundin ceremonieller Besuche und steifer Gesellschaften gewesen; in einem kleinen Kreise von guten, gebildeten Menschen weilte ich dagegen stets sehr gerne. In dieser Beziehung wurde ich denn auch in einigen Häusern befriedigt, vor allen bei den englischen Familien Kerr und Robinson, welche beide gleichfalls in dem Bezirke Mocca wohnten.

Herr Kerr hatte lange in Oesterreich gelebt und sich nebst der Sprache auch ganz die Gemüthlichkeit meiner lieben Landsleute angeeignet; seine Frau besaß gleichfalls durchaus nichts von der bekannten englischen Steifheit. Mit allen meinen kleinen Anliegen, wenn ich was immer benöthigte, kam ich zu dieser freundlichen Familie. Ich war bei ihnen wirklich wie zu Hause. — In der Familie Robinson, die auch aus gar guten, liebenswürdigen Leuten bestand, hörte ich die beste Musik; die drei erwachsenen Töchter spielten ganz meisterhaft Klavier.

Der Bezirk von Mocca zeichnet sich vor den übrigen Bezirken der Insel durch sein angenehmes Klima aus, besonders 5 oder 6 englische Meilen von der Stadt entfernt, wo sich das Land bereits an 1000 Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Die Gegend ist sehr romantisch, die vulkanische Gebirgsart zeigt sich in den bizarrsten Formen; die

Vegetation ist üppig. Eine Eigenthümlichkeit, welche ich in anderen Distrikten weniger bemerkte, sind tiefe, breite Spalten, die weithin sich erstreckende Schluchten bilden. Ich besichtigte mehrere, unter anderen eine auf einer kleinen Hochebene ganz in der Nähe des Herrn Kerr gehörigen Landhauses. Sie mochte 80 bis 200 Fuß tief und unten ungefähr 40 Fuß breit sein; oben war ihre Breite viel bedeutender. Die Wände waren reich geschmückt mit stattlichen Bäumen, mit zierlichen Gebüschen und Schlingpflanzen, und in der Tiefe rauschte ein krystallheller Fluß, einige artige Wasserfälle bildend.

Eine der schönsten Aussichten, vielleicht auf der ganzen Insel genießt man von „Bagatelle," dem Landsitze Herrn Robinson's. Auf der einen Seite ruht der Blick auf pittoresken Gebirgen, während er auf der anderen Seite über die üppig prangenden Felder, die sich in der Ebene ausbreiten, in die endlose See hinausgleitet. Bei klarer Atmosphäre soll man die Insel Bourbon erblicken.

Von allen Landsitzen, die ich auf Mauritius sah, schienen mir jene der Herren Robinson und Barday die schönsten. Die Wohnhäuser sind von geschmackvoll angelegten Parks und Gärten umgeben, in welchen tropische Blumen, Gesträuche und Bäume (besonders schöne Palmen) sich mit der europäischen Pflanzenwelt verschwistern. Bei Herrn Robinson aß ich so gute Pfirsiche wie in Deutschland oder Frankreich.

Auch die Häuser dieser beiden Herren zeichnen sich sehr vortheilhaft vor den übrigen auf der Insel aus. Die Zimmer sind hoch und geräumig, die Einrichtungen sehr bequem, und überall herrscht Ordnung und Reinlichkeit.

Diese Lobsprüche kann man leider den Landhäusern der Kreolen nicht ertheilen. Von letzteren hielt ich, aufrichtig gesagt, die meisten für Hütten armer Bauersleute. Sie sind zum größten Theile von Holz, sehr klein und niedrig gebaut, halb versteckt im Gebüsche — man sollte wahrhaftig nicht glauben, daß in einer solchen Barake mitunter sehr reiche Leute leben.

Die innere Einrichtung entspricht ganz dem äußeren Aussehen. Das Empfangszimmer und allenfalls das Speisezimmer gehen noch an; die Schlafstuben sind aber so klein, daß ein oder zwei Betten und einige Stühle sie vollkommen ausfüllen. Und dieß in einem Lande wie Mauritius, in welchem die Hitze drückend ist, man also mehr als irgendwo hoher geräumiger Gemächer bedarf. Um das Maß der Annehmlichkeiten ganz voll zu machen, haben die Leute häufig noch den drolligen Einfall, die Häuser zum Theile mit Weißblech zu decken. Ist man so unglücklich, ein solches Dachzimmer zur Wohnung angewiesen zu erhalten, so kann man sich ungefähr einen Begriff von den Leiden machen, welche die unglücklichen Gefangenen in den sogenannten „Bleikammern" in Ve-

nedig ausgestanden haben. Ich sah jedesmal, wenn mich mein böses Schicksal in ein ähnliches Haus führte, mit wahrer Angst der Nacht entgegen, die ich meistens ohne Schlaf, in Schweiß gebadet und aus Mangel an Luft fast erstickend verbrachte. In Ceylon deckt man den Dachstuhl auch zuweilen mit Blei oder Blech, aber die Häuser sind da ungleich höher und dann ist das Blech nicht den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, sondern stets mit Holz oder Stroh überdeckt.

Viele der Häuser fand ich in so verfallenem Zustande, dem Einsturze so nahe, daß ich den Muth der Leute nicht genug bewundern konnte, die es wagten, sie zu bewohnen; ich meines Theils schäme mich nicht zu gestehen, daß ich bei jedem Windstoße fürchtete, das Haus würde zusammenstürzen, um so mehr, als auf Mauritius die Windstöße außerordentlich heftig sind und zeitweise auch Orkane wüthen. Mit eben diesen Windstößen und Orkanen wollen die guten Kreolen die niedere Bauart ihrer Baraken entschuldigen; sie behaupten, daß große hohe Gebäude dem Sturm nicht widerstehen können. Wenn sie so schlecht gebaut sind, wie ihre Hütten, freilich nicht; aber die Landhäuser der Herren Barday und Robinson haben, obwohl sie hoch und groß und schon seit Jahren gebaut sind, den Windstößen und Orkanen doch vollkommen widerstanden. Ich habe oben bemerkt, daß auf dem Lande größere Gastfreundschaft

herrsche als in der Stadt; aber auch nicht überall. Ich kann aus eigener Erfahrung davon sprechen. So heimisch ich mich in gewissen Häusern fühlte, wie bei den Herren Kerr, Robinson, Lambert und anderen, so oft geschah es auch, daß ich, der anscheinenden Freundlichkeit der Kreolen trauend, Einladungen annahm, deren Folgen mich meine wieder erlangte Freiheit mit wahrer Herzensfreude begrüßen ließen.

Hochgestellte, einflußreiche Personen mögen natürlich überall zuvorkommend aufgenommen werden; für Fremde aber oder für gewöhnliche Gäste, von welchen man nichts zu hoffen hat, wird im allgemeinen ziemlich schlecht gesorgt. An Essen und Trinken fehlt es nicht, aber wohl an allem anderen. Die Wohnung weist man ihnen in dem Pavillon an — einer kleinen Hütte, die oft hundert und mehr Schritte von dem Hauptgebäude entfernt liegt, so daß sie das Vergnügen haben, zu jeder Mahlzeit einen Spaziergang im Regen oder im heißen Sonnenscheine zu machen. Und ist schon das Hauptgebäude unbequem und verfallen, so kann man sich denken wie es mit dem Pavillon aussieht.

Dieser besteht gewöhnlich aus zwei bis drei Zimmerchen, in welchen weder Thüren noch Fenster schließen, wo durch die gebrochenen Fensterscheiben der Regen schlägt, und wo an der Eingangsthüre das Schloß so verrostet ist, daß man sie verrammeln muß, damit nicht

jeder Windstoß sie aufreißt. Jedes der kleinen Gemächer ist mit einem Bette, einem schlechten Tische und ein oder zwei Stühlen versehen. Von einem Schranke fand ich nirgends eine Spur. Meine Kleidungsstücke, meine Wäsche mußten stets eingepackt bleiben und für jede Kleinigkeit, die ich benöthigte, hatte ich die Mühe mich zur Erde zu beugen und den Koffer auf- und zuzuschließen.

Doch diese materiellen Unbequemlichkeiten hätten wenig zu sagen, fände man in der Zuvorkommenheit der Wirthe, in deren freundlichem Benehmen eine Entschädigung. Aber leider ist dieß nur selten der Fall. In den meisten Häusern ist der Gast den ganzen Tag über sich selbst überlassen. Niemand bemüht sich um ihn, niemand sucht ihm irgend eine Zerstreuung zu verschaffen. Gewöhnlich gibt es in jedem Hause 5 bis 6 Pferde; diese aber gehören alle für den Herrn vom Hause oder allenfalls für seine Söhne. Dem Gaste werden sie nie angeboten. Hat ja selbst die Frau des Hauses selten das Vergnügen, sagen zu können: „Heute will ich ausfahren."

Sogar die in einem heißen Lande wie Mauritius so nothwendige Erfrischung eines kalten Bades mußte ich mir meistens versagen — ausgenommen, wenn es regnete. Da hatte ich sie unfreiwillig in meinem Zimmer; denn gewöhnlich war der Dachstuhl so schadhaft, daß das Wasser auf allen Seiten durchsickerte.

Die Zuckerrohr-Pflanzungen. — Die indischen Arbeiter. — Ein Prozeß. — Der botanische Garten. — Pflanzen und Thiere. — Sonderbares Denkmal. — Der Wasserfall. — Mont Orgueil. — Trou du cerf. — Die Kreolen und die Franzosen. — Abschied von Mauritius.

Die größten Zuckerrohr-Pflanzungen sind in dem Distrikte von Pamplemousse, in welchem zu gleicher Zeit der botanische Garten liegt. Ich besuchte die Pflanzung Monchoisy, Herrn Lambert gehörend. Der Direktor, Herr Gilat, war so gefällig, mich auf den Feldern und in den Gebäuden umherzuführen und mir über die Pflanzungen und über die Verarbeitung des Zuckerrohres eine so faßliche Erklärung zu geben, daß ich mich bemühen will, seine Worte so viel wie möglich zu wiederholen.

Das Zuckerrohr wird nicht durch Samen erzielt, sondern man pflanzt Stücke des Rohres. Das erste Rohr braucht zur Reife 18 Monate. Da aber während dieser Zeit der Hauptstamm bereits Sprößlinge erzeugt, so findet jede der folgenden Ernten schon nach 12 Monaten statt. Man kann derart in 4½ Jahren vier Ernten abhalten. Nach der vierten Ernte muß das Feld vollkommen vom Rohre gereinigt werden. Ist das

Land Urland, d. h. ist vorher nichts darauf gepflanzt gewesen, so kann man sogleich wieder frisches Rohr einlegen und auf diese Art in neun Jahren acht Ernten machen. Im entgegengesetzten Falle baut man nach der Reinigung vom Rohre Ambrezades an — eine Pflanze, welche reichbeblätterte Gesträuche von 8 bis 9 Fuß Höhe bildet und deren beständig abfallende Blätter verfaulen und den Dünger ersetzen. Nach zwei Jahren wird das Gebüsch ausgerottet und das Pflanzen des Rohres geht von neuem an.

Seit ungefähr zehn Jahren hat man auch schon hie und da die Felder mit Guano gedüngt und dadurch die besten Resultate erlangt. Auf gutem Boden soll man bis 8000 Pfund pr. Acre und auf schlechtem, der sonst höchstens 2000 Pfund gibt, bis zu 4000 erzielt haben.

Sehr erstaunt war ich, die schönen ausgedehnten Ebenen von Pamplemousse mit großen Lava-Felsstücken übersäet zu sehen. Man sollte glauben, daß da gar nichts gedeihen könne; aber gerade diese Eigenthümlichkeit des Bodens ist dem Zuckerrohre günstig, welches keine lange Trockenheit verträgt. Man pflanzt es zwischen die Felsentrümmer, wo sich in den Ritzen, Löchern und Vertiefungen das Regenwasser sammelt und der Boden lange seine Feuchtigkeit behält.

Wenn das Rohr reif geworden ist und die Ernte beginnt, wird jeden Tag nur so viel abgeschnitten, als

Presse und Siederei verarbeiten können. Der Saft im Rohre verdirbt bei großer Hitze zu schnell. Das Rohr wird mittelst zweier Walzen, die durch Dampf getrieben sind, derart ausgepreßt, daß es schließlich ganz flach gedrückt und vollkommen trocken zum Vorscheine kommt; es kann hierauf sofort zur Feuerung unter den Sudkesseln verwendet werden.

Der Saft fließt nach und nach in sechs Kessel oder Pfannen, von welchen die erste am stärksten erhitzt wird; unter jeder der folgenden nimmt die Stärke des Feuers ab. In dem letzten Kessel ist der Zucker bereits auf 45 Prozente eingekocht. Er kommt sodann auf große hölzerne Tafeln, wo man ihn 4 bis 5 Stunden auskühlen läßt; hier verwandelt sich die Masse bereits in Krystalle von der Größe eines Stecknadelkopfes. Zum Schlusse gießt oder vielmehr schüttet man ihn in hölzerne Gefäße mit kleinen Löchern, durch welche der noch im Zucker enthaltene Syrup durchsickert. Zu dem ganzen Prozesse sind 8 bis 10 Tage nöthig. Bevor der Zucker verpackt wird, breitet man ihn auf großen Terrassen aus und läßt ihn einige Stunden in der Sonnenhitze trocknen. Er wird in Säcken zu 150 Pfunden verschifft.

Herrn Lambert's Zuckerpflanzung enthält 2000 Acres Land, von welchem aber natürlich immer nur ein Theil bepflanzt ist. Er hat 600 Arbeiter, die sieben

Monate auf dem Felde, die übrigen fünf Monate mit der Ernte und dem Sude beschäftigt sind. In einem guten Jahre, das will sagen, wenn es viel regnet, wenn die Regenzeit früh eintritt und lange anhält, gewinnt Herr Lambert aus seiner Pflanzung drei Millionen Pfund Zucker; aber er ist auch schon mit 2 $^1/_2$ Millionen sehr zufrieden. Hundert Pfund Zucker werden mit 3 bis 4 Thalern bezahlt.

Der stärkste Pflanzer auf Mauritius ist gegenwärtig ein Herr Rochecoute — er soll jährlich gegen 7 Millionen Pfund Zucker gewinnen.

Zucker und nichts als Zucker sieht man auf dieser Insel, auf Zucker bezieht sich jede Unternehmung, von Zucker handelt jedes Gespräch — man könnte Mauritius die Zucker-Insel nennen und in ihrem Wappen sollte sie ein Bündel Zuckerrohr mit einigen Zuckersäcken führen.

Während meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes hatte ich Gelegenheit die Lage und die Verhältnisse der Arbeiter zu beobachten. Die Arbeiter, hier „Culis“ genannt, kommen, wie ich bereits bemerkt habe, aus Bengalen, Hindostan und Malabar. Sie verdingen sich auf fünf Jahre und der Dienstherr gibt außer der Summe, welche er an die Regierung für die Ueberfahrt zu entrichten hat, jedem Arbeiter monatlich 2$^1/_2$ bis 3$^1/_2$ Thaler, 50 Pfund Reis, 4 Pfund getrocknete Fische,

4 Pfund Bohnen, 4 Pfund Fett oder Oel, Salz nach Bedarf und eine leere kleine Hütte zur Wohnung.

Die Lage des Arbeiters ist lange nicht so gut, wie jene des Dieners. Der Arbeiter hat auf dem Zuckerfelde, in den Siedereien schwer zu arbeiten und ist ungleich mehr der Willkühr seines Herrn ausgesetzt, den er vor Ablauf des Kontraktes nicht verlassen darf. Er kann freilich klagen, wenn er hart behandelt wird, Richter und Gesetze sind vorhanden; aber da die Richter leider häufig selbst Pflanzer sind, so findet der arme Arbeiter natürlich nur selten sein Recht. Auch muß der Arbeiter die Gerichte oft 8 bis 10 englische Meilen entfernt aufsuchen. An Wochentagen hat er keine Zeit hinzugehen und an Sonntagen sind sie geschlossen. Gelangt er einmal mit vieler Mühe bis zu dem Gerichte, so sind vielleicht gerade viele Geschäfte an der Tagesordnung, man kann ihn nicht anhören, er soll die 8 oder 10 Meilen wieder zurückgehen und an einem anderen Tage kommen. Dabei wird er, um ihm die Sache noch schwieriger zu machen, ohne Zeugen gar nicht vor Gericht gelassen. Wo soll er aber diese hernehmen? Keiner seiner Unglücksgenossen wagt es, ihm diesen Dienst zu leisten, — er fürchtet von seinem Dienstherrn dafür bestraft, vielleicht gar mißhandelt zu werden.

Ich will hier einen Fall erzählen, welcher sich während meiner Anwesenheit auf Mauritius ereignete:

Auf einer der Pflanzungen wollten zehn Arbeiter nach Beendigung ihres Kontraktes ihren Dienstherrn verlassen und zu einem anderen gehen. Der Pflanzer erfuhr dieß und drei Wochen vor dem Ablauf der Dienstzeit dieser Leute, überredete er zehn andere, die Papiere jener vor Gericht für die ihrigen auszugeben und den Kontrakt auf ein Jahr verlängern zu lassen. Dieß geschah in der That. Er ließ hierauf von den Unzufriedenen jeden einzeln vor sich kommen, zeigte die ausgefertigte Schrift und sagte ihm, daß er noch ein Jahr zu bleiben habe. Natürlich behaupteten die Leute, daß das nicht möglich sei, daß sie ja gar nicht bei dem Gerichte gewesen wären und die Schrift nicht einmal in Händen gehabt hätten. Der Pflanzer aber entgegnete ihnen, die Schrift sei vollkommen giltig, und wollten sie klagen, so würde man sie bei Gericht gar nicht anhören, im Gegentheile ihnen vielleicht noch eine körperliche Strafe ertheilen. Er seinerseits würde ihnen in diesem Falle den Lohn (welchen er ihnen seit fünf Monaten schuldete) nicht ohne Klage herausgeben.

Die Armen wußten nicht, was sie thun sollten. Glücklicherweise wohnte ganz in der Nähe ein hochgestellter Beamter, der allgemein als großer Menschenfreund bekannt war. Zu diesem gingen sie, erzählten ihm den Fall und baten um seinen Schutz, welchen er ihnen auch sogleich zusagte. Es kam zum Prozesse. Der

ging jedoch sehr langsam von Statten, da keiner von des Pflanzers Leuten es wagte, Zeugenschaft abzugeben. Dieß wäre ihnen auch, wenn sie den Willen gehabt hätten, sehr schwer geworden, weil der Pflanzer während der ganzen Zeit des Prozesses seinen Arbeitern verbot auszugehen und sie strenge bewachen und mit niemanden verkehren ließ.

Im Verlauf von 2½ Monaten wurden fünf Sitzungen oder Verhöre abgehalten. Die ersten drei fanden in Gegenwart eines einzigen Richters statt, der noch dazu Pflanzer war. Der Beschützer der armen Kläger drang darauf, drei Richter aufzustellen, wie es das Gesetz vorschreibt und protestirte gegen den Einen, den seine Eigenschaft als Pflanzer parteiisch erscheinen lassen konnte. Da diese Forderung von einem hochgestellten Manne ausging und dem Gesetze entsprechend war, konnte man nicht umhin, ihr zu willfahren, und der erste Richter wohnte den zwei letzten Sitzungen blos bei, um über die früheren die nöthigen Erklärungen abzugeben.

In der fünften Sitzung wurde zwar der Prozeß zu Gunsten der Arbeiter entschieden, aber der Urtheilsspruch auf eine Art gegeben, wie ich dieß in einem unter englischer Regierung stehenden Lande nie erwartet hätte.

Der Richter oder Pflanzer, welcher in den ersten

drei Sitzungen die Leute verhört hatte, erklärte, daß, als die zehn Leute zu ihm gekommen seien, er nicht wissen konnte, ob sie die wirklichen Eigenthümer der Papiere seien, denn beinahe täglich kämen Hunderte von Arbeitern mit ähnlichem Anliegen. Er hätte den neuen Kontrakt zu Papier gebracht, und zwar auf ungestempeltem Papier, da er gerade kein gestempeltes gehabt, und die Leute, von welchen keiner schreiben konnte, hätten Kreuze darunter gezeichnet. Später habe er den Kontrakt auf gestempeltes Papier schreiben lassen, weil er sonst nicht giltig gewesen wäre, und um die Leute nicht wieder vorzurufen, hätte sein Schreiber die Kreuze darunter gezeichnet. Da also die Leute nicht selbst die Kreuze auf das gestempelte Papier gezeichnet hätten, so sei der Kontrakt ungiltig und die Leute seien frei. Damit war der Prozeß entschieden.

Die Sache verhielt sich aber in Wirklichkeit ganz anders. Hätten die Arbeiter keinen einflußreichen Beschützer gehabt, so würde der Pflanzer-Richter den Prozeß zu Gunsten des Dienstherrn entschieden haben. Das Einschreiten des mächtigen Beamten zwang die Richter wenigstens zu einem Anscheine von Gerechtigkeit, und da nahmen sie ihre Ausflucht zu einer Fälschung, für welche in jedem anderen Lande Richter und Schreiber nicht nur ganz gewiß ihren Platz verloren, sondern wohl auch durch einige Jahre freie Kost und

Wohnung und geschlossene Gesellschaft in einer gewissen öffentlichen Anstalt gefunden hätten.

Auch der Pflanzer ging straflos aus, obwohl er selbst nach dem auf Mauritius herrschenden, für die Pflanzer sehr rücksichtsvollen Gesetzen, wie man mir sagte, nebst einer Geldstrafe, ein Jahr Gefängniß verdiente.

Um seiner schönen Handlung die Krone aufzusetzen, betrog er noch die armen Arbeiter und zog ihnen den letzten Monatslohn ab, indem er vorgab, daß sie wenig gearbeitet und das Arbeitszeug theils zerbrochen, theils gestohlen hätten.

Dieser elende Mensch ist auf Mauritius sehr angesehen und wird in jeder Gesellschaft freundlich aufgenommen. Allerdings ist er reich, auch fehlt er nie in der Kirche und hier, wie an vielen Orten, haben die Leute über Reichthum und Religion ganz eigene Ansichten — Ansichten, die anständige Menschen nie verstehen werden.

Ich wollte das Gebiet von Pamplemousse nicht verlassen, ohne auch den botanischen Garten zu besehen, der unter der Leitung des sehr kenntnißreichen Botanikers und Direktors Herrn Duncan steht.

Kaum hatte ich mich mit diesem liebenswürdigen Manne, einem Schotten von Geburt, eine Viertelstunde unterhalten, so lud er mich auf das freundlichste ein,

einige Tage in seinem Hause zuzubringen, um die in dem Garten enthaltenen Schätze mit Muße besichtigen zu können. Obwohl ich in Betreff der Einladungen auf Mauritius etwas vorsichtig geworden war, so konnte ich doch der gemüthlichen Miene Herrn Duncan's nicht widerstehen — ich blieb bei ihm und hatte es nicht zu bereuen. Herr Duncan machte wenige Worte; dagegen that er was er konnte, um mir den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen. Als er sah, daß ich Insekten suchte, half er mir persönlich und brachte mir jeden Augenblick etwas für meine Sammlung.

Mit ihm durchging ich zu verschiedenen Malen den botanischen Garten, der sehr reich an Pflanzen und Bäumen aller Weltgegenden ist. Hier sah ich zum ersten Mal Gewächse und Bäume, die aus Madagaskar stammen und dieser Insel eigenthümlich sind. Ich bewunderte darunter vorzüglich eine Wasserpflanze: Hydrogiton fenestralis, deren Blätter bei drei Zoll lang und über einen Zoll breit und ganz durchbrochen sind, wie wenn sie künstlich ausgeschlagen worden wären. Auffallend, aber nicht durch seine Schönheit, sondern durch seine Häßlichkeit ist ein Baum: Adansonia digitata genannt. Sein Stamm ist bis zu der Höhe von 8 bis 10 Fuß von gleichmäßiger, unförmlicher Dicke, dann wieder plötzlich dünn; die Rinde hat eine helle häßliche Farbe, ist ganz glatt und beinahe glänzend.

Außerdem gab es viele Gewürzbäume und einige Exemplare der reizenden Wasserpalme, die ich schon auf meiner zweiten Reise um die Welt in Batavia gesehen und beschrieben habe.

Ich bin keine Botanikerin und kann daher keine ausführliche Beschreibnng dieses Gartens machen; aber sachverständige Leute haben mir gesagt, daß er äußerst sinnig und verständig angelegt sei. Sieht man die mannigfaltigen, zahllosen Gewächse, die ausgedehnten, mitunter sehr mühsam zu bearbeitenden Pflanzungen, so sollte man gar nicht glauben, daß Herr Duncan nur über ganz geringe Arbeitskräfte zu verfügen hat. Die Regierung bewilligt ihm blos 25 Arbeiter — Bengalen und Malebaren — die gewiß nicht so viel leisten, wie 8 oder 10 kräftige Männer in Europa.

Da ich gerade von den Pflanzen und Bäumen spreche, will ich auch der Früchte erwähnen, die man in Mauritius findet. Die gewöhnlichsten sind vielerlei Gattungen von Bananen und Mangos, Citschy, Butterfrüchte, köstliche Ananasse, Wasser- und Zucker-Melonen. Letztere gelangen hier zu einer ungewöhnlichen Größe (manche wiegen über 30 Pfund), haben aber wenig Geschmack. Pfirsiche sind häufig, bedürfen jedoch, um gut zu werden, einer sorgfältigen Pflege. Es gibt außerdem Granat-Aepfel von bedeutender Größe, Papaias und andere ähnliche Früchte. Ich habe dieselben alle

ebenfalls bereits in meinen früheren Werken beschrieben und verweise daher meine Leser darauf.

Was das Thierreich anbelangt, so ist Mauritius so glücklich, weder reißende Thiere, noch giftige Reptilien zu besitzen. Die Tausendfüße, Skorpione sind klein; ihr Stich ist wohl schmerzlich, aber nicht gefährlich. Auch Ameisen gibt es hier viel weniger als in Indien oder Süd-Amerika. Ich konnte meine gefundenen Insekten oft halbe Tage lang auf dem Tische liegen lassen, ohne daß Ameisen hinzukamen, während dieß in anderen heißen Ländern stets schon nach wenigen Minuten der Fall war. Am lästigsten sind die Muskitos. Diese bringen den Fremden manchmal wirklich zur Verzweiflung. Ist man mehrere Jahre im Lande, so soll man, gleich den Eingeborenen, viel weniger davon leiden.

Der widerwärtige Kakerlak treibt wohl auch mitunter sein Unwesen, aber bei weitem nicht so arg, wie in anderen Ländern. Zwischen dem Kakerlak und der wunderschönen grünen Fliege, Sphex viridi-cyanea, sollen sehr interessante Gefechte vorfallen. Ich habe leider keines gesehen, sondern blos in der Reisebeschreibung des Herrn Bory de St. Vincent davon gelesen. Die Fliege umschwärmt den Kakerlak so lange, bis er, man möchte sagen, wie magnetisirt ohne alle Bewegung bleibt, dann packt sie ihn und schleppt ihn nach einem schon vorher

dazu ausersehenen Loche, legt ihre Eier in seinen Körper, verstopft das Loch mit einer Art Cement, den sie bereitet und überläßt ihr Opfer der ihm aufgedrungenen Nachkommenschaft, von welcher es bald verzehrt wird.

Beinahe hätte ich vergessen, noch einer Merkwürdigkeit zu erwähnen, welche der Bezirk von Pamplemousse enthält. Es ist dieß ein Grabmal zur Erinnerung an die schöne Erzählung: „Paul und Virginie," deren Schauplatz der Dichter Bernardin de St. Pierre auf diese Insel verlegte.

Schon war der Monat April herangerückt und außer meinem Ausfluge nach dem Bezirke von Pamplemousse und einigen kleinen Spazierfahrten in dem Distrikte von Mocca, war ich nicht weiter in Mauritius umhergekommen. Ich wollte doch die Insel nicht verlassen; ohne wenigstens die interessantesten Punkte zu besuchen, nur wußte ich nicht, wie ich dieß anfangen sollte. Da lud mich der freundliche Ober-Richter, Herr Satis, zu einer Partie nach dem Famarin-Wasserfalle ein. Auf dem Wege dahin kamen wir an dem Landhause Herrn Moon's vorüber, welchen Herr Satis gebeten hatte, mit seiner Familie an unserer Partie Theil zu nehmen.

Bald gelangten wir an den Wasserfall, der kaum eine kleine englische Meile von dem Landhause Herrn Moon's entfernt lag und hier, gerade dem Falle gegen-

über, unter schattenreichen Bäumen, war durch Herrn Satis' Vorsorge ein reiches Frühstück bereitet.

Einen schöneren Platz konnte man wahrhaftig nicht finden. Wir lagerten auf einer Hochebene, 1160 Fuß über der Meeresfläche; uns zur Seite öffnete sich eine Schlucht von 800 Fuß Tiefe, welche hier oben mehr als 500 Fuß breit war und gegen das Meer hin immer enger wurde. In diese Schlucht stürzt der Fluß, sieben reizende Fälle bildend, von welchen zwei über 100 Fuß hoch sind. Er durchströmt in stürmischer Eile die mit der üppigsten Vegetation bekleidete Thalsohle und beschließt in der nahen See seine kurze, aber höchst bewegte Laufbahn. Noch ungleich großartiger soll dieß Bild nach lange anhaltendem Regen sein, wo sich die kleineren Fälle mit den großen verschmelzen und die ganze gewichtige Wassermasse blos in zwei Absätzen in die Tiefe stürzt.

Unvergeßlich bleibt mir dieser schöne Tag, aber nicht allein wegen des herrlichen Naturgenusses, sondern mehr noch wegen des Vergnügens, das mir die Bekanntschaft der liebenswürdigen Familie Moon machte. Ich wurde gleich so vertraut mit Frau Moon, daß es mir schien, als hätte ich sie schon lange gekannt, und eine große Freude war es für mich, als sie mir mit inniger Herzlichkeit anbot, einige Zeit bei ihr zu verweilen. Leider war die für meine Abreise nach Madagaskar fest-

gesetzte Zeit schon ganz nahe; ich konnte nur drei Tage in ihrem Hause bleiben — drei glückliche Tage, die mich für manche erfahrene Täuschung entschädigten.

Ich lernte in Frau Moon nicht nur eine sehr liebenswürdige, sondern auch eine höchst gebildete Dame kennen; namentlich besitzt sie ein ausgezeichnetes Talent für Malerei. Auf Ersuchen der Direktion des britischen Museums hat sie für dasselbe alle 120 verschiedenen Mango-Gattungen, so wie auch die auf Mauritius vorkommenden medizinischen Pflanzen gemalt.

Herr und Frau Moon und ihr nicht minder gefälliger Verwandter, Herr Caldwell, waren gleich darauf bedacht, mir die Schönheiten ihrer Insel zu zeigen und schon den folgenden Tag führten sie mich nach dem Hügel „Orgueil,“ von welchem man die reizendste Ansicht des Landes und der Gebirge genießt. Auf der einen Seite sieht man den „Morne Brabant“ — einen Berg, der ganz in die See hinausgeschoben und mit dem Lande blos durch eine schmale Erdzunge verbunden ist; unfern von ihm den „Piton de la riviére noire,“ den höchsten Berg der Insel (2564 Fuß). Auf einer anderen Seite thürmen sich der „Tamarin“ und „Rempart“ auf und wieder auf einer anderen liegt ein Berg mit drei hohen Spitzen „Les trois mamelles“ genannt. Ganz in der Nähe dieser Spitzen öffnet sich ein tiefer Kessel, von dessen vier Wänden zwei beinahe ganz ein-

gestürzt sind, während sich die beiden anderen steil und schroff erheben. Außer den bereits genannten Bergen sieht man noch den „Corps de garde du Port Louis de Mocca“, „le Pouce“ (Daumen), dessen dünne Spitze plötzlich aus der Mitte eines kleinen Berg-Plateau's gleich einem Daumen oder Finger emporsteigt und den „Peter Booth.“ Letzterer erhielt diesen Namen nach seinem ersten Besteiger. Seine Spitze wurde nämlich lange für unersteiglich gehalten. Peter Booth gerieth auf den Einfall, mittelst eines Pfeiles über die Spitze einen starken Bindfaden zu schießen, der auch glücklich auf der anderen Seite auf einen zugänglichen Ort fiel. An den Bindfaden band er ein starkes Seil, welches auf diese Art über die Spitze gezogen und auf beiden Seiten befestigt wurde, so daß Peter Booth sich daran fortwinden konnte und auf die Spitze und zu gleicher Zeit zu der Ehre gelangte, seinen Namen verewigt zu sehen. Den Schluß der Gebirge macht die „Nouvelle decouverte.“

Die Berge dieser Insel zeichnen sich durch ihre mannigfaltigen und schönen Formen aus. Die einen bilden breite, senkrecht abfallende Wände, die anderen steigen gleich Pyramiden in die Höhe; manche sind bis auf den Gipfel mit reichen Waldungen bedeckt, andere nur bis zur Hälfte, und die hohe Felsenspitze erhebt sich plötzlich glatt und kahl aus dem grünen Blätter-Meere.

Schöne Thäler, tiefe Schluchten lagen dazwischen und ein wolkenloser blauer Himmel wölbte sich darüber — ich konnte mich an dem reizenden Bilde gar nicht satt sehen, und je länger ich es betrachtete, desto mehr Schönheiten entdeckte ich daran.

Unser folgender und leider letzter Ausflug galt dem „Trou du cerf" (Hirschloch), einem vollkommen regelrecht geformten Krater mit reicher Vegetation. Der Anblick dieses Kraters macht einen um so größeren Eindruck, als nichts sein Vorhandensein verräth und man ihn erst bemerkt, wenn man an seinem Rande steht. Obwohl die Wege steil abfallen, führt doch ein schmaler Pfad bis in die Tiefe, welche während der Regenzeit mit Wasser angefüllt ist.

Von dem Rande des Kraters hat man einen überraschenden Ueberblick auf drei Theile der Insel: man sieht die schönen Gebirge mit den üppigen Urwäldern, aus welchen die glatten, schroffen Felsenspitzen emporsteigen, die großen Ebenen mit den reichen Zuckerrohr-Pflanzungen, die das ganze Jahr über in frischem Grün prangen und die azurblaue See, deren brausende Wogen die Küste mit silberweißem Schaume bedecken — eine wahrhaft herrliche Landschaft, welcher blos einige Flüsse fehlen, um ihre Schönheit vollkommen zu machen.

Die Insel leidet zwar durchaus nicht an Wassermangel, ist aber zu klein, um einen wirklichen Fluß zu

ermöglichen, was jedoch die Bewohner nicht hindert, einige der größeren Bäche mit diesem Namen zu belegen.

Mit großem Bedauern verließ ich die Familie Moon. Ihrer Gefälligkeit hatte ich es zu verdanken, daß ich die interessantesten Punkte von Mauritius besuchen konnte; ich sah in den letzten wenigen Tagen mehr, als in den langen vier Monaten, die ich bereits auf dieser Insel zugebracht hatte.

In den meisten Häusern, besonders bei den Kreolen, machte man wohl viele Worte, versprach mir das Blaue vom Berge, aber mit den Versprechungen war auch alles abgethan. Nicht die kleinsten Dienste erwies man mir, nicht eine jener Aufmerksamkeiten, welche einem Fremden ungleich mehr Vergnügen machen, als die Wohnung und Kost, die man ihm gibt und die er sich überall für Geld verschaffen kann. Noch viel weniger dachte man daran, Ausflüge, Partien nach schönen Punkten zu veranstalten. Die Leute selbst verstehen ja gar nicht, daß es ein Vergnügen ist, Naturschönheiten zu sehen. Sie begreifen nicht, daß man sich, um einen Berg, oder einen Wasserfall, oder eine schöne Aussicht zu bewundern, der kleinsten Ermüdung aussetzen kann.

Die Männer sind einzig und allein damit beschäftigt, in möglichst kurzer Zeit reich zu werden — ihr goldenes Kalb ist der Zucker und was mit diesem nicht in Verbindung steht, hat keinen Werth für sie. Nicht

viel besser steht es mit den Frauen; diese besitzen zu wenig Bildung und dabei zu viel von jener Theilnahmslosigkeit, die man so häufig in südlichen Ländern findet, um an irgend einem ernsteren Gegenstande Interesse zu nehmen. Das Einzige, was sie beschäftigt (die Sorgfalt für ihre eigene, höchst werthe Person natürlich ausgenommen), ist, über andere Leute Verleumdungen anzuhören oder zu erfinden, und leider gibt es auch viele Männer, welche über diesem christlichen Vergnügen auf Augenblicke sogar ihren Zucker vergessen.

Ich entging dem allgemeinen Schicksale nicht. Die liebenswürdigen Bewohner und Bewohnerinnen von Port Louis gaben mich für nichts weniger als eine Giftmischerin aus; sie behaupteten, ich sei von der englischen Regierung erkauft worden, um Herrn Lambert zu vergiften.

Herr Lambert hatte nämlich für die Königin von Madagaskar sehr werthvolle Geschenke aus Paris mitgebracht und dabei die unverzeihliche Rücksichtslosigkeit begangen, nicht allen Leuten anzuvertrauen, was er durch diese Geschenke bezwecken wolle. Natürlich mußten es geheime politische Aufträge von Seiten Frankreichs sein; das hatte die englische Regierung erfahren, und da hatte sie mich dazu auserwählt, diesen gefährlichen Mann aus der Welt zu schaffen.

So sinnlos diese Erdichtung war, so fand sie doch

unter den Kreolen und selbst unter den Franzosen vielen Anklang und ihretwegen wurde ich des Vergnügens beraubt, eine interessante kleine Reise zu machen.

Herr Lambert ging nämlich vor dem Antritt der Reise nach Madagaskar, im Auftrag der französischen Regierung nach Sanzebar und Mozambique, um daselbst Neger zu kaufen und nach der Insel Bourbon zu bringen. Es ist dieß eine neue Art gemilderten Sklavenhandels, welche Frankreich erfunden hat, und die von England geduldet wird. Der Neger ist blos während fünf Jahren Sklave und erhält von seinem Herrn außer Kost und Wohnung 2 Thaler monatlich. Nach fünf Jahren hat er die Freiheit — fortzuarbeiten oder Hungers zu sterben, wenn er nicht arbeiten will. Er kann sich diese Freiheit auch schon früher mit 50 Thalern erkaufen und sogar nach seinem Vaterlande zurückkehren, wenn er das hiezu nöthige Geld besitzt.

Da Herr Lambert meine Reisebegierde kannte und wußte, wie gerne ich jede Gelegenheit ergriff, neue Länder zu sehen, wollte er mich mitnehmen. Der französische Agent erfuhr dieß und ging augenblicklich zu Herrn Lambert, um ihn zu ersuchen, mich ja nicht mitzunehmen, denn ich sei ganz gewiß von der englischen Regierung als Spionin angestellt.

Und woher kam dieser Haß der Kreolen und Franzosen gegen mich unbedeutendes Wesen? — Ich kann

mir keinen anderen Grund denken als den, daß ich beinahe nur mit englischen Familien verkehrte. War es aber meine Schuld, daß die englischen Familien mich aufsuchten, mich, wenn ich ihren Einladungen folgte, auf die zuvorkommendste Weise behandelten? Warum thaten dieß die Franzosen nicht? — Alle Artigkeiten und Gefälligkeiten wurden mir von Engländern erwiesen; von den Franzosen nahmen sich blos die Herren Lambert und Genève meiner wirklich mit Wärme an. Die übrigen, so wie die Kreolen boten mir höchstens leere Versprechungen. Ich bekam, ich gestehe es aufrichtig, eine solche Abneigung gegen die französische Bevölkerung in diesem Theile der Welt, daß ich mich nicht entschließen konnte, die nahe Insel Bourbon zu besuchen, so gerne ich es sonst gethan hätte.

Wie froh bin ich, nicht mit Mauritius begonnen zu haben, als vor ungefähr 14 Jahren in mir die Reiselust erwachte. Da wäre letztere mir rasch vergangen und meine geduldigen Leser hätten manche langweilige Stunde erspart.

Freilich würde ich in diesem Falle auch nicht nach Rußland gekommen sein und nicht erfahren haben, daß in diesem verrufenen Despoten-Reiche freisinnigere Einrichtungen herrschen, als in einer Kolonie des auf seine Fortschritte so stolzen England. — Und doch ist es so, wenigstens was das Paßwesen betrifft.

Verläßt man Petersburg oder irgend eine der größeren Städte Rußlands, um eine Reise anzutreten, so muß man dieß acht Tage zuvor anzeigen. Der Name des Reisenden kommt dreimal in die Zeitung, damit, wenn er Schulden hat, seine Gläubiger die nöthigen Maßregeln ergreifen können. Hier auf dieser großen umfangreichen Insel sind acht Tage viel zu wenig. Hier sind drei Wochen nöthig, oder man muß, wie ebenfalls in Rußland, einen Bürgen stellen.

Ich war so wenig darauf gefaßt, in einer englischen Kolonie eine so veraltete Einrichtung zu finden, daß ich mich um meinen Paß gar nicht bekümmerte. Einige Tage vor meiner Abreise bat ich, wie ich meinte, mehr zu meiner Erinnerung als aus Nothwendigkeit, den französischen Konsul um ein Visum.

Zufällig hörte ich denselben Tag bei Tische, daß dieß nicht genug sei, und daß man zur Abreise die Erlaubniß der Polizei haben müsse. Ich speiste bei Herrn O...., Associé des Herrn Lambert, und da gerade mehrere Herren meiner Bekanntschaft zugegen waren, ersuchte ich sie, einer von ihnen möchte die Güte haben, diese, meiner Ansicht nach, ganz unbedeutende Förmlichkeit zu besorgen und die Bürgschaft für mich zu leisten. Zu meinem größten Erstaunen erschöpften sich die galanten, feingebildeten Franzosen in leeren Ausreden — Keiner wollte mir diesen Dienst

erweisen. Am nächsten Morgen ging ich zu Herrn Kerr, einem Engländer, und einige Stunden später hatte ich meinen Paß.

Zu meinem Leidwesen muß ich gestehen, daß mir zum Schlusse auch von einem Engländer eine Unhöflichkeit erwiesen wurde, und zwar von dem Gouverneur.

Dieser Herr hatte mich, als ich in Mauritius ankam, sehr gut aufgenommen, sogar auf sein Landhaus eingeladen und mir unaufgefordert einen Brief für die Königin von Madagaskar angeboten. Als ich kurze Zeit vor meiner Abreise um den versprochenen Brief zu ihm ging, fertigte er mich ebenfalls mit einer Entschuldigung ab, und zwar mit dieser, daß ich zu Ihrer madagaskarischen Majestät in Gesellschaft des Herrn Lambert reise, und daß mein Reisegefährte ein politisch gefährlicher Mann sei.

Schöne Ehre erwies man mir in Mauritius — die Franzosen hielten mich für einen Spion der englischen und der englische Gouverneur für einen Spion der französischen Regierung!

Nach all' diesen angenehmen Erfahrungen wird es jedermann begreiflich finden, daß ich den Augenblick gar nicht erwarten konnte, diese kleine Insel mit ihren noch viel kleinlicher denkenden Bewohnern zu verlassen, und ich will mich bestreben, von ihr keine andere Erinnerung zu behalten als jene der Naturschönheiten, die sie

besitzt, und die der Freundschaft und Gefälligkeit, welche mir von den im Laufe meiner Beschreibung genannten Personen bewiesen wurden. Aller zu erwähnen habe ich nicht Gelegenheit gehabt, denn auch andere, wie die Herren Fernyhoujk, Beke, Gonnet u. s. w. haben mir gar manche Dienste geleistet.

Ich danke ihnen dafür auf das herzlichste.

Geographisch-Historisches über Madagaskar.

Die Insel Madagaskar ist, einzelne Küstenstriche ausgenommen, sehr wenig bekannt; in das Innere zu dringen, gelang nur einzelnen Reisenden und selbst diesen war es nicht möglich, das Land mit Muße zu studiren. Was mich selbst betrifft, besitze ich leider zu wenig Kenntnisse, um ein Land wissenschaftlich beschreiben zu können; ich bin, wie ich bereits zu wiederholten Malen ausgesprochen habe, höchstens im Stande, einfache, der Wahrheit getreue Schilderungen dessen zu versuchen, was ich gesehen habe. Es dürfte daher, so viel ich glaube, für meine Leser nicht uninteressant sein, wenn ich, bevor ich die Erzählung meiner Erlebnisse auf Madagaskar beginne, aus verschiedenen Werken, welche über diese Insel erschienen sind, einen geographisch-geschichtlichen Ueberblick zusammenfasse.

Madagaskar soll bereits den Alten bekannt gewesen sein. Im 13ten Jahrhunderte erwähnt dieser Insel Marco Polo. Die Portugiesen besuchten sie im Jahre 1506, und das erste europäische Volk, welches

Niederlassungen darauf zu gründen versuchte, war das französische im Jahre 1642.

Madagaskar liegt südöstlich von Afrika, von welchem Welttheile es blos durch den 75 Meilen breiten Kanal von Monzambique getrennt ist, erstreckt sich von dem 12. bis zu dem 25. Grade südlicher Breite und von dem 40. bis zu dem 48. Grade östlicher Länge, und ist nach Borneo die größte Insel der Welt. Ihr Flächeninhalt beträgt ungefähr 10.000 geographische Quadrat-Meilen. Die Bevölkerung wird sehr verschieden angegeben, von einigen auf 1½ bis 2 Millionen, von anderen bis auf 6 Millionen.

Die Insel besitzt unübersehbare Waldungen, ausgedehnte Ebenen, Thäler und Schluchten, viele Flüsse und Seen und große Gebirgszüge, deren Spitzen sich 10- bis 12.000 Fuß und noch höher erheben.

Die Vegetation ist überaus üppig, das Klima sehr heiß, letzteres an den Küsten, wo es viele Moräste gibt, für Europäer höchst ungesund, in dem Innern des Landes weniger. Die vorzüglichsten Produkte sind: Eigenthümliche Balsame und Harze, Zucker, Tabak, Seide, Reis, Indigo und Gewürze. Die Wälder liefern herrliche Hölzer für Bauten und Einrichtungen, die Fruchtbäume beinahe alle Früchte der tropischen Zone. Unter den vielen Palmen-Gattungen ist die schöne Wasserpalme sehr häufig. Aus dem Thierreiche

besitzt Madagaskar ebenfalls einige eigenthümliche Gattungen, so die Familie der „Makis" oder Halb-Affen und den schwarzen Papagei, außerdem zahlreiches Hornvieh, Ziegen, Schafe und viele schöne Vögel. In den Wäldern und in den Savanen hausen wilde Ochsen und Schweine, wilde Hunde und Katzen, aber sonst keine gefährlichen Thiere. Die Schlangen sind unschädlich; andere Reptilien gibt es sehr wenig, und giftige Thiere sind blos der Tausendfuß und eine kleine schwarze Spinne, welche unter der Erde lebt und deren Stich tödtlich sein soll; sie kommt jedoch nur selten vor. Auch an Metallen, besonders an Eisen, und an Steinkohlen soll die Insel sehr reich sein; natürlich sind ihre mineralischen Schätze noch wenig erforscht.

Die Bevölkerung besteht aus vier verschiedenen Racen. Auf der Südseite leben die Kaffern, auf der Westseite die Neger, während auf der Nordseite die arabische Race und auf der Ostseite und im Innern die malaische vorherrschend ist. Diese Haupt-Racen zerfallen in viele Stämme, von welchen gegenwärtig jener der Hovas, zur malaischen Race gehörend, der zahlreichste und civilisirteste auf der ganzen Insel ist. Die Hovas bevölkern den größten Theil des Innern und bildeten schon zur Zeit der Entdeckung Madagaskars ein mächtiges Reich, dessen Hauptstadt „Tananariva", in der Mitte einer großen Hochebene in dem

Bezirke Emir gelegen, aus einer Vereinigurg vieler Dörfer besteht.

Am wenigsten bekannt, oder besser gesagt, gänzlich unbekannt ist die Südwestküste, deren Bewohner für die ungastlichsten und für die erklärtesten Feinde der Europäer gelten. Alle diese verschiedenen Racen und Stämme sind wie die meisten primitiven Völker sehr träge, neugierig, abergläubisch und charakterlos.

Die Franzosen haben, wie oben erwähnt wurde, seit dem Jahre 1642 versucht, sich auf Madagaskar festzusetzen; sie eroberten einige Landstriche, errichteten hie und da Comptoirs und kleine Forts, konnten dieselben aber nie behaupten. Alle ihre Unternehmungen verunglückten einerseits durch das ungesunde Klima und in Folge der Strenge und Grausamkeiten, mit welchen sie die Eingeborenen behandelten, andererseits dadurch, daß sie von der Heimath nie zur rechten Zeit mit Geld und Truppen unterstützt wurden.

Sowohl die französische Regierung, als die Société de l'Orient kamen in Beziehung auf diese Insel nie zu einem festen Entschlusse. Bald wollten sie dieselbe erobern, bald wieder ganz fallen lassen. Zu verschiedenen Malen sandten sie Schiffe und Truppen, überließen letztere dann ihrem Schicksale, und auf diese Weise gingen viele Menschenleben und große Summen Geldes verloren, ohne daß irgend etwas erreicht wurde.

Die letzte jener Unternehmungen fand im J. 1773 unter dem Oberbefehl des polnischen Grafen Benjowsky statt, welcher schon im voraus den Titel „Gouverneur von Madagaskar" erhielt.

Graf Benjowsky soll ein sehr fähiger und unternehmender Mann gewesen sein, und da er über eine größere Macht zu verfügen hatte, als dieß bei den früheren Expeditionen der Fall war, so hätte es ihm vielleicht geglückt, Madagaskar für immer an Frankreich zu bringen, oder doch wenigstens eine bleibende und wichtige Kolonie darauf zu gründen. Leider erging es ihm aber wie seinen Vorfahrern, ja noch schlechter, denn es blieb nicht nur die versprochene Unterstützung aus, sondern er fand auch gerade in dem Gouverneur von Bourbon, welcher ihn unterstützen sollte, den gefährlichsten Feind. Letzterer, anstatt ihm Truppen und Geld zu schicken, bot im Gegentheil aus Eifersucht alles auf, seine Macht zu schwächen und so kam es, daß trotz der ersten Erfolge Graf Benjowsky bald kaum mehr im Stande war, einige unbedeutende Forts und Comptoirs zu behaupten. Nach seinem Tode gingen auch diese verloren und im Jahre 1786 verließen die Franzosen Madagaskar gänzlich; von allen ihren früheren Eroberungen behielten sie blos das kleine Inselchen St. Maria.

Zu Anfang des 19ten Jahrhundertes versuchten es

auch die Engländer, Niederlassungen auf Madagaskar zu gründen, aber ebenfalls ohne Erfolg; sie bemächtigten sich der Häfen von Tamatavé und Foulpointe, behaupteten sie jedoch nur kurze Zeit.

Unterdessen hatte sich im Innern des Landes das Reich der Hovas sehr vergrößert. Dianampoiene, der Chef von Tananariva, führte glückliche Kriege gegen die kleineren Chefs und fügte deren Staaten den seinigen bei. Er soll ein sehr thätiger und verständiger Mann gewesen sein und seinem Volke gute Gesetze gegeben haben. Unter seiner Regierung war der Genuß der Liqueurs und des Tabakes verboten. Dianampoiene starb im Jahre 1810 und hinterließ das bereits mächtige Reich seinem Sohne Radama. Dieser zählte nicht mehr als 18 Jahre, als er zur Regierung kam; er war wie sein Vater intelligent, rechtschaffen und sehr ehrgeizig. Er liebte die Europäer und suchte in deren Umgange seine Kenntnisse auszubilden.

Die Engländer benützten dieß sehr geschickt und wußten sich bei ihm in große Gunst zu setzen; er wurde bald dergestalt von ihnen eingenommen, daß er sie auf jede Art auszeichnete, und sogar zuweilen englische Uniform trug. Auch ging er einen Vertrag mit England ein, durch welchen er sich verpflichtete, dem Sklavenhandel nach dem Auslande zu entsagen. Als Entschädigung erhielt er dafür Geld und Geschenke, deren Werth

ungefähr 2000 Pfd. Sterl. betrug, und die englische Regierung versprach überdieß, zehn junge Leute aus Madagaskar in England, und zehn andere in Mauritius in den verschiedenen Handwerken und Künsten unterrichten zu lassen.

Radama hielt den Kontrakt strenge ein, nicht so aber der englische General Hall, welcher dem Mr. Farqhar auf Mauritius als Gouverneur gefolgt war. General Hall mochte wohl meinen, daß die Wilden gar keine Menschen seien; er schämte sich nicht, öffentlich zu erklären, daß ein Kontrakt mit einem Chef von Wilden geschlossen nicht die geringste Giltigkeit habe und brach ihn auf alle Art. Eine natürliche Folge dieser Handlungsweise war, daß Radama den Sklavenhandel wieder freigab und auf Kosten der Engländer die Franzosen zu begünstigen anfing, welche bei dieser Gelegenheit einen kleinen Landstrich an der Bai von Venatobé erwarben.

Die Engländer versuchten lange Zeit vergebens ihre einflußreiche Stellung wieder zu erlangen. Sie hatten sich nicht blos bei Radama, sondern auch bei dem Volke so verhaßt gemacht, daß man alles, was für falsch oder lügenhaft gehalten wurde, „englisch" nannte. Trotzdem gelang es ihnen am Ende doch den Vertrag zu erneuern und sogar noch mehr Begünstigungen zu er- erhalten. Es wurde ihnen erlaubt Missionäre einzu-

führen, Schulen zu errichten und die Bibel zu verbreiten. Ihre Schiffe durften gegen eine Abgabe von 1 Prozent in alle Häfen einlaufen, und im Jahre 1825 gestattete Radama den Engländern auch das Recht, sich auf der Insel niederzulassen, Häuser zu bauen, Handel zu treiben, die Erde zu kultiviren und industrielle Unternehmungen zu gründen.

Radama starb am 27. Juli 1828 im 36. Jahre. Die ehrgeizigen Pläne seines Vaters verfolgend, war es ihm gelungen, seine Herrschaft über den größten Theil der Insel auszubreiten und sich zum Könige von Madagaskar aufzuwerfen. Seinem Szepter gehorchten außer dem Lande der Hovas auf der Nordwest-Küste das Land der Seklaven mit der Hauptstadt Bombetok, auf der Westküste Mozangaye und auf der Nordküste die Länder der Antawaren und der Betimsaras; die Südwest-Küste allein und das auf der Südost-Küste gelegene Land der Anossy hatten ihre Unabhängigkeit behauptet.

Radama besaß ein großes Redner-Talent, und liebte sehr es zu zeigen. Er war überhaupt sehr eitel und für Huldigungen im höchsten Grade empfänglich. Sein Volk mußte ihm Ehren erweisen gleich einem Gott, und daß die englischen Missionäre unter seiner Regierung zu Einfluß gelangten, verdankten sie wohl größtentheils den Lobeserhebungen und Schmeicheleien,

mit welchen sie ihn überschütteten. Sie verglichen ihn mit Napoleon dem Ersten, von dessen Großthaten ihm die Franzosen erzählt hatten und welchen er sich zum Vorbilde genommen zu haben schien. So ganz unrichtig kann man übrigens diesen Vergleich nicht nennen und den Titel „Radama des Großen“ mag man ihm gerne zugestehen, wenn man bedenkt, was er in der kurzen Zeit seiner Regierung geleistet hat. Die Eroberung eines großen Theiles der Insel, die Abschaffung der Todesstrafe für viele Verbrechen, das Verbot des Sklavenhandels nach dem Auslande, die Gründung eines ziemlich gut geschulten Heeres, die Einführung vieler europäischen Handwerke — dieß alles war sein Werk. Er hat, der erste auf Madagaskar, der Civilisation die Thüre geöffnet, unter seiner Regierung wurden die ersten öffentlichen Schulen errichtet und die lateinischen Buchstaben für die Landessprache angenommen. Auf alle Art auf die materielle und geistige Verbesserung seines Reiches bedacht, machte er nur mit einem Gegenstande eine Ausnahme — von dem Baue guter Straßen wollte er nichts hören. Er meinte, gleich den meisten Fürsten halbwilder Völker, daß die schlechten Wege seine besten Festungen gegen die Europäer seien. Während der letzten Jahre seines Lebens ergab er sich leider großen Ausschweifungen, die wohl seinen frühen Tod verursacht haben mögen; viele behaupten, er sei vergiftet worden.

Mit Radama's Tode hörte nicht nur der englische, sondern jeder europäische Einfluß auf. Seine erste Frau Ranavola folgte ihm auf dem Throne und legte ihrem Namen den königlichen Titel Manjaka bei.

Dieses grausame, blutdürstige Weib begann die Regierung mit der Hinrichtung von sieben der nächsten Verwandten des verstorbenen Königs, ja nach den Berichten des Missionärs, Herrn Wilhelm Ellis, wurde nicht nur alles getödtet, was zu Radama's Familie gehörte, sondern auch jene Adeligen, welche dem Throne nahestanden und von welchen Ranavola befürchtete, daß sie Ansprüche darauf machen könnten.

Den Vertrag, welchen Radama mit den Engländern geschlossen hatte, hob sie sogleich auf. Ihr Haß gegen letzteres Volk war so groß, daß er sich auf alles erstreckte, was von England kam, selbst auf die von dort eingeführten Thiere. Alle jene, welche rein englischen Ursprunges waren, mußten getödtet oder wenigstens aus ihren Staaten entfernt werden. Aber auch die Franzosen fanden keine Gnade vor ihren Augen — sie wollte überhaupt nichts von Civilisation wissen und bestrebte sich, alle Keime derselben zu ersticken. Sie vertrieb die Missionäre, verbot das Christenthum und erschwerte jeden Verkehr mit den Europäern. Ihre Unterthanen, besonders jene, welche nicht dem Stamme der Hovas, aus dem sie entsprossen war, angehörten,

behandelt sie mit der größten Strenge und Grausamkeit. Für die geringsten Vergehen unterwirft sie dieselben den härtesten Strafen und täglich ließ und läßt sie Todesurtheile vollziehen.

Einem Einzigen von den Blutsverwandten des Königs Radama, dem Prinzen Ramanetak, war es geglückt, durch zeitige Flucht das Leben zu retten. Dieser Prinz konnte gerechte Ansprüche auf den Thron erheben, und da sich die Königin Ranavola durch ihre harte und blutdürstige Regierung bei dem Volke sehr bald verhaßt gemacht hatte, so würde es ihm mit Hilfe der Franzosen gewiß gelungen sein, eine Revolution zu bewirken und sich des Thrones zu bemächtigen. Auch wäre dieß für die Franzosen jedenfalls von großem Nutzen gewesen, denn Prinz Ramanetak war ganz für diese Nation eingenommen. Die Regierung Frankreichs blieb aber der seit zwei Jahrhunderten gegen Madagaskar befolgten Politik getreu, und die großmüthige Hilfe, welche sie dem Prinzen anbot bestand in — 60 Flinten und 20 Fäßchen Pulver.

Wie ich zu Anfang meiner Reise erzählt habe, wurden die Franzosen in der Folge von der Königin Ranavola auch aus dem Landstriche vertrieben, welchen ihnen Radama an der Bai von Vanatobé eingeräumt hatte. Ob Frankreich Genugthuung verlangen und den übermüthigen Beherrschern Madagaskars ein-

mal ernstlich die Macht eines europäischen Volkes zeigen, oder ob es diese Gelegenheit eben so unbenützt vorübergehen lassen wird, wie die früheren, wage ich nicht zu bestimmen. Die nächste Zukunft muß es lehren.

Abreise von Mauritius. — Die alte Kanonen-Schaluppe. — Ankunft in Madagaskar. — Mademoiselle Julie. — Beschreibung von Tamatavé. — Die Eingeborenen. — Komischer Kopfputz. — Erster Besuch in Antandroroho. — Gastfreundschaft der Malegaschen. — Die Europäer in Tamatavé. — Der Pariser Malegasche. — Familien-Verhältnisse.

Am 25. April 1857 verließ ich Mauritius. Durch Herrn Gonnet's Vermittlung gaben mir die Eigenthümer der Brigg „Triton" eine freie Ueberfahrt nach dem Hafen von Tamatavé auf Madagaskar (480 Seemeilen).

Das Schiff, eine alte ausgediente Kanonen-Schaluppe, welche ihre Jugendkraft in der Schlacht von Trafalgar entfaltet hatte (im Jahre 1805), war tief gesunken von der früheren Herrlichkeit. Es wurde in seinen alten Tagen dazu verwendet, während der günstigen Jahreszeit Ochsen von Madagaskar nach Mauritius zu verschiffen. Bequemlichkeiten bot es durchaus nicht, da alle Räume für die Unterbringung der Ochsen eingerichtet waren, und was seine Sicherheit anbelangte, so gab mir der Kapitän die tröstliche Nachricht, daß es auch nicht dem kleinsten Sturme mehr widerstehen könnte.

Meine Sehnsucht Mauritius zu verlassen, war jedoch so groß, daß mich dieß alles nicht abschreckte. Ich überließ mich meinem guten Sterne, schiffte mich frohen Muthes ein und hatte es nicht zu bereuen. So schlecht das Schiff war, so gut war der Kapitän, Herr Benier. Obwohl durchaus nicht von hoher Abkunft (der Farbe nach gehörte er zu den Halb-Kreolen) benahm er sich mit einer Höflichkeit und Aufmerksamkeit, die dem best erzogenen Manne Ehre gemacht hätte. Er räumte mir sogleich seine Kabine ein, den einzigen Platz auf dem Schiffe, welcher nicht den vierbeinigen Passagieren bestimmt war, und bot alles auf, mir die Reise so bequem als möglich zu machen.

Während der ersten drei Tage ging unsere Fahrt ziemlich rasch von statten, der Wind war uns günstig; er blies aus Osten, wie dieß in diesen Meeren vom Monate April bis Ende Oktober beständig der Fall ist, so daß ein schnellsegelndes Schiff in den drei Tagen die Reise vollbracht hätte. Nicht so unser alter Invalide, der gar mühselig seine Bahn verfolgte. Wir waren noch weit von unserem Ziele entfernt, als zu unserem Schrecken sich in der Nacht vom dritten auf den vierten Tag ein starker Gegenwind erhob. Der tröstlichen Nachricht gedenkend, die mir der Kapitän von der Sicherheit des Schiffes gegeben hatte, war ich jeden Augenblick auf eine Katastrophe gefaßt; aber glücklich verging die

Nacht und auch der folgende Tag, nur daß der fortwährende widrige Wind uns zwang, gegen Abend vor der Insel „Prunes“ vor Anker zu gehen. Am fünften Tage gelangten wir wohl bis Tamatavé, konnten aber nicht einlaufen. Erst am sechsten Tage warfen wir in dem Hafen Anker.

Heftige, oft wiederholte Regengüsse hatten das ihrige dazu beigetragen, mir die Reise zu verleiden; Bücher führte ich nicht mit, und des guten Kapitäns Bibliothek bestand — aus einem Kochbuche nebst einem englisch-französischen Wörterbuche. Doch derlei Unannehmlichkeiten vergessen sich rasch, um so mehr, wenn man so glücklich ist, sein vorgestecktes Ziel zu erreichen. Und dieß war ja mit mir der Fall — das Land, das ich seit Jahren mit so großer Sehnsucht zu sehen wünschte, lag vor meinen Augen.

Ich wollte sogleich das Schiff verlassen; die Königin Ranavola hat aber trotz ihrer Verachtung der Civilisation und der europäischen Gebräuche, gerade jene angenommen, welche für uns Europäer selbst die lästigsten sind: Polizei und Douane. Eben so wie in Frankreich oder irgend einem anderen europäischen Lande mußte ich warten, bis die Inspektions-Offiziere an Bord kamen, bei welcher Gelegenheit sie das Schiff und mich sehr sorgfältig in Augenschein nahmen. Da ich die allerhöchste Erlaubniß der Königin besaß, ihr

Reich zu betreten, so wurde weiter keine Schwierigkeit gemacht, und ich konnte an's Land gehen. Hier nahmen mich sogleich einige madagaskarische Zoll-Beamten in Empfang und führten mich nach der Douane, wo mein sämmtliches Reisegepäck aufgerissen und durchwühlt wurde. Nicht der geringste Gegenstand entging ihren Augen, nicht das kleinste in Papier gehüllte Päckchen wurde übersehen — die Leute entwickelten eine echte Spürhunds-Natur, und verdienten es, den geschicktesten deutschen oder französischen Douaniers an die Seite gestellt zu werden.

Gestohlen wurde mir glücklicher Weise nichts, ich ergötzte mich daher an dieser Szene, die mich an mein theures Heimathsland erinnerte.

In Tamatavé sollte ich Herrn Lambert treffen, welcher von der Reise, die er im Auftrage der französischen Regierung nach der Küste Afrika's unternommen hatte, nicht wieder nach Mauritius, sondern direkt hieher zu kommen gedachte.

Herr Lambert war noch nicht angelangt; er hatte mir aber schon in Mauritius gesagt, daß ich in diesem Falle bei Mademoiselle Julie absteigen sollte, welche er von meiner Ankunft unterrichten lassen würde.

Meine Leserinnen werden sich wahrscheinlich unter Mademoiselle Julie eine, durch weiß Gott was für romantische Schicksale auf diese Insel verschlagene Euro-

päerin vorstellen. Leider muß ich sie enttäuschen; Mademoiselle Julie ist eine echte Malegaschin und noch dazu Witwe und Mutter von mehreren Kindern. In Madagaskar herrscht nämlich die sonderbare Sitte, jedes weibliche Wesen „Mademoiselle“ zu nennen, selbst wenn es ein Dutzend Sprößlinge aufzuweisen hat, oder ein Halb-Dutzendmal verheirathet gewesen ist.

Mademoiselle Julie ist aber jedenfalls eine ganz außergewöhnliche Erscheinung und ohne Zweifel eine der interessantesten Personen nicht bloß Tamatavés, sondern ganz Madagaskars. Sie wurde ungefähr vor acht Monaten Witwe, führt aber die Geschäfte ihres Mannes fort und zwar, wie man mir sagte, mit besserem Erfolge als der Verstorbene. Sie besitzt Zucker-Pflanzungen, eine Rhumbrennerei, treibt Handel u. s. w. Ihre Umsicht und Thätigkeit würden überall Anerkennung finden und sind wirklich erstaunenswerth in einem Lande wie Madagaskar, wo das weibliche Geschlecht so unwissend, träge und von gar keiner Bedeutung ist.

Mademoiselle Julie genoß einen Theil ihrer Erziehung in Bourbon; sie spricht und schreibt vollkommen gut französisch. Schade daß sie einige der Sitten oder vielmehr der Unsitten ihres Geburtslandes beibehalten hat. Ihr größtes Vergnügen besteht z. B. darin, stundenlang ausgestreckt auf dem Boden zu liegen, den Kopf auf den Schooß einer Freundin oder Sklavin ge-

stützt, und sich von gewissen kleinen Thierchen befreien zu lassen. Es ist dieß übrigens eine Lieblings-Unterhaltung der madagaskarischen Frauen, und sie besuchen sich oft nur zu dem Zwecke, sich ihr so recht con amore hinzugeben. Auch zog es Mademoiselle Julie vor, sich zum Essen ihrer Finger anstatt des Eßbesteckes zu bedienen; dieß that sie aber nur, wenn sie sich unbemerkt glaubte.

Mademoiselle Julie nahm mich gerade nicht auf das zuvorkommendste auf; sie besah mich von oben bis unten, erhob sich gemächlich und führte mich nach einem ganz nahe gelegenen kleinen Häuschen, das noch schlechter eingerichtet war als die Pavillons auf Mauritius. Das einzige Zimmer enthielt nichts weiter als eine leere Bettstelle. Die edle Dame fragte mich barsch nach meinem Bettzeuge. Ich sagte ihr, ich hätte keines mitgebracht, da mich Herr Lambert versicherte, daß ich bei ihr alles Nöthige finden würde. „Ich kann ihnen keines geben", entgegnete sie ganz kurz, und obwohl sie, wie ich später sah, an Bettzeug genügenden Vorrath besaß, um nicht mir allein, sondern einem halben Dutzend Reisenden auszuhelfen, so hätte sie mich alte Frau auf der nackten Bettstelle schlafen lassen. Glücklicher Weise war gerade eine Frau, Madame Jacquin, zugegen. Diese bot mir sogleich Bettzeug an und warf Mademoiselle Julie mit ziemlich starken Ausdrücken ihr Be-

nehmen vor. Ich bin Frau Jacquin für ihr freundliches Anerbieten sehr dankbar; ich hätte mir sonst wahrscheinlich bis zur Ankunft Herrn Lambert's mit meinem Mantel und einem Kopfkissen, das ich immer mitführe, aushelfen müssen.

Von anderen Bequemlichkeiten war natürlich gar nicht die Rede und alles, was ich benöthigte, mußte ich mir selbst verschaffen.

Mein Aufenthalt in Tamatavé währte einige Wochen, da Herr Lambert viel später eintraf, als er beabsichtigt hatte.

Der Hafen von Tamatavé ist der beste auf der ganzen Insel, und hieher kommen in der guten Jahreszeit (April bis Ende Oktober) sehr viele Schiffe von Mauritius und Bourbon, um Ochsen zu laden, von welchen jährlich zwischen 10 und 11.000 Stück ausgeführt werden. Ungefähr zwei Drittheile davon gehen nach Mauritius und nur ein Drittheil nach Bourbon, obwohl, was die Größe der Bevölkerung anbelangt, zwischen diesen beiden Inseln nicht viel Unterschied herrscht. Man muß aber bedenken, daß auf Mauritius viele Engländer leben, und daß die Engländer größere Verehrer der Rostbeefs sind als die Franzosen. Sonderbar ist es, daß die Königin Ranavola die Ausfuhr der Kühe nicht gestattet. In ihrer tiefen Weisheit meint sie, wenn sie den Leuten erlauben würde, Kühe auszuführen,

so könnten auch anderwärts Ochsen herangebildet und dadurch die Ausfuhr aus Madagaskar geschmälert werden. Sie weiß natürlich nicht, daß jene beiden Inseln aus ihren Zucker-Pflanzungen viel größeren Nutzen ziehen, als wenn sie ihre Gründe in Wiesen umwandelten und Viehzucht betrieben. Ein schöner Ochse, der auf Madagaskar 15 Thaler kostet, würde, auf Mauritius oder Bourbon gezogen, gewiß auf das Vier- oder Fünffache zu stehen kommen.

Außer den Ochsen werden Reis, Rabanetas und einiges Geflügel ausgeführt. Die Rabanetas sind eine Art Matten, auf welche der Zucker zum Trocknen ausgebreitet wird, wenn er aus der letzten Pfanne kommt. Man verwendet sie auch dazu, die Zimmerwände und Fußböden zu bedecken, und der ärmeren Klasse dienen sie häufig als Kleidung.

Während der günstigen Jahreszeit geht es in dem Hause der Mademoiselle Julie sehr lebhaft zu. Mitunter befinden sich sechs bis acht Schiffe zu gleicher Zeit im Hafen. Die Kapitäne sind durchgehends Freunde meiner Wirthin, welche sie ein für alle Mal zu Tische ladet und so zu sagen offene Tafel hält. Zur Zeit meiner Anwesenheit, die freilich in den Anfang der günstigen Stagione fiel, war der Verkehr nicht sehr bedeutend; ich sah nie mehr als zwei Schiffe zu gleicher Zeit im Hafen liegen.

Welch' wichtiger Platz kann Tamatavé einst werden, wenn diese schöne, fruchtbare Insel den Europäern offen stehen und der Handel allen Nationen erlaubt sein wird!

Jetzt gleicht Tamatavé einem ärmlichen, aber sehr großen Dorfe. Man schätzt seine Bevölkerung, die nahe Umgebung mit eingerechnet, auf 4- bis 5000 Seelen, darunter 800 Soldaten und ungefähr ein Dutzend Europäer und Kreolen von Bourbon. Außer den wenigen Häusern der letzteren und jenen einiger wohlhabender Hovas und Malegaschen sieht man nichts als kleine Hütten, die theils in beliebiger Unordnung umher liegen, theils mehrere enge Straßen bilden. Sie ruhen auf 6 bis 10 Fuß hohen Pfählen, sind von Holz oder Bambus gebaut, mit langem Grase oder mit Palmblättern gedeckt, und enthalten ein einziges Gemach, von welchem die Feuerstelle einen guten Theil einnimmt, so daß die Familie kaum Raum zum Schlafen findet. Fenster sind nicht vorhanden, dafür aber zwei Thüren auf verschiedenen Seiten gelegen. Von diesen beiden Thüren wird jene auf der Wetterseite stets geschlossen.

Die Häuser der Wohlhabenden sind aus denselben Materialien gebaut wie jene der Aermeren, nur höher und größer. Sie enthalten ebenfalls nur ein Gemach, das jedoch durch niedrige Wände in drei bis vier kleinere Räume abgetheilt ist, und außer den Thüren gibt es auch Fenster, aber ohne Glasscheiben.

Der Bazar liegt mitten im Dorfe auf einem unebenen, abscheulichen Platze und zeichnet sich außer seiner Armuth auch noch durch seine Unsauberkeit aus. Etwas Ochsenfleisch, etwas Zuckerrohr, Reis, Rabanetas und einige Früchte sind gewöhnlich alles, was man da findet, und der ganze Kram eines der Verkäufer, die auf dem Boden kauern, ist oft nicht mehr als ¼ Piaster werth. Die Ochsen werden auf dem Bazar selbst geschlachtet und die Haut wird nicht abgezogen, sondern mit dem Stücke Fleisch verkauft; sie gilt nämlich für sehr schmackhaft. Das Fleisch kaufen die Leute nicht nach dem Gewichte, sondern der Größe, dem Aussehen nach.

Man muß, wenn man in diesem Lande etwas kaufen oder verkaufen will, stets eine kleine Geldwage mit sich führen, denn auf Madagaskar gibt es keine andere Münze als den spanischen Thaler, und nur seit zwei Jahren, als Herr Lambert das erste Mal hierher kam und Fünf-Frankenstücke mitbrachte, finden auch diese Abgang. In Ermangelung von Scheide-Münze werden die Thaler und Fünf-Frankenstücke in größere und kleinere Theile geschnitten, manchmal bis in mehr als Fünfhundert.

Ich vernahm zu meinem größten Erstaunen, daß die Eingeborenen trotz ihrer Wildheit und Unwissenheit die Thaler so gut nachzumachen verstünden, daß man

sehr geübt sein und sie sehr genau besehen müsse, um sie von den echten zu unterscheiden.

Die Eingeborenen von Tamatavé sind zum größten Theile Malegaschen. Sie kamen mir noch wunderlicher vor als die Neger oder die Malaien, deren häßlichste Züge sich in ihrer Gesichtsbildung vereint finden. Sie haben einen großen Mund mit dicken Lippen, eine breitgedrückte Nase, ein weit hervorstehendes Kinn und derbe Backenknochen; ihre Hautfarbe ist schmutzigbraun in allen Abstufungen. Als einzige Schönheit besitzen Viele von ihnen regelmäßig geformte, blendend weiße Zähne und zuweilen auch hübsche Augen. Dagegen zeichnen sich ihre Haare durch ganz besondere Häßlichkeit aus. Sie sind zwar kohlschwarz, aber ganz wollig gekraust, wie bei dem Neger und ungleich stärker und länger; mitunter erreichen sie eine Länge von mehr als zwei Fuß. Wenn das Haar offen getragen wird, gewährt dieß einen über alle Maßen entstellenden Anblick. Das Gesicht verliert sich ganz in dem Urwalde der hohen gekrausten und weit abstehenden Haare. Glücklicher Weise tragen sie nur wenige auf diese Art. Die Männer lassen sie häufig auf dem Hinterkopfe ganz kurz abschneiden und vorne höchstens 6 bis 8 Zoll lang wachsen, was zwar auch höchst komisch aussieht, da die Haare gerade in die Höhe steigen und ein fein gekräuseltes Toupet bilden, aber doch nicht so abschreckend häßlich ist als der Urwald.

Die Weiber und mitunter auch Männer, welche auf ihre kostbare Wolle stolz sind, und sich nicht entschließen können, dieselbe abzuschneiden, flechten sie in viele dünne Zöpfe, welche bei den Einen rings um den Kopf herabhängen, während Andere daraus Schleifen oder Wülste bilden und damit den ganzen Kopf bedecken. Diese Art Kopfputz erfordert sehr viele Zeit und Arbeit, besonders bei den vornehmen Malegaschinnen, welche ihr Haar in unzählige ganz dünne Zöpfchen flechten lassen. An einer dieser bewunderungswürdigen Schönheiten zählte ich deren über sechzig. Die Sklavinnen der guten Dame hatten daran gewiß einen ganzen Tag vollauf zu thun gehabt. Dagegen braucht ein solcher Kopfputz nicht jeden Augenblick erneuert zu werden, er erhält sich acht und mehr Tage in voller Pracht.

Die Haare offen, in ihrer natürlichen Schönheit zu lassen, ist ein Zeichen der Trauer.

Was die Statur der Malegaschen anbelangt, so ist sie im Durchschnitte mehr als mittelgroß, und besonders unter den Männern sah ich viele hohe und kräftige Gestalten.

Ihre Kleidung ist ungefähr dieselbe wie bei allen halbwilden Völkern, die nicht ganz unbekleidet gehen. Die zwei Haupt-Kleidungsstücke, deren sich die Malegaschen bedienen, heißen: Sadik und Simbu. Ersterer ist beinahe so einfach wie Adam's Feigenblatt; er besteht

aus einem Stückchen Zeug, eine halbe Elle breit, eine Elle lang, welches um die Lenden geschlagen und zwischen die Beine gezogen wird. Viele der Eingeborenen finden dieß genügend und beschränken darauf ihre ganze Garderobe. Der Simbu ist ein Stück Weißzeug von ungefähr vier Ellen Länge und drei Ellen Breite. In den Simbu hüllen oder drapiren sie sich wie die Römer in ihre Toga und oft wirklich mit vieler Grazie. Zuweilen rollen sie ihn, um ihre Bewegungen freier zu haben, etwas zusammen und schlagen ihn um den Oberkörper.

Die Kleidung der Weiber ist dieselbe wie jene der Männer, nur verhüllen sie sich mehr und fügen häufig dem Sadik und Simbu noch ein drittes Kleidungsstück bei, ein kurzes, sehr knapp anliegendes Jäckchen mit langen Aermeln, das sie Kanczu nennen. Männern und Weibern gibt der Simbu eine unaufhörliche Beschäftigung, er hängt immer lose und muß jeden Augenblick neu umgeschlagen werden; man kann sagen, daß die Leute hier nur eine Hand zum Arbeiten haben; die andere gehört ausschließend für den Simbu.

So einfach wie die Kleidung der Malegaschen ist, eben so einfach ist auch ihre Nahrung. Die Hauptbestandtheile eines Mahles bilden Reis und Anana. Anana ist eine Art Gemüse, das unserem Spinate ähnelt und ganz gut schmecken würde, bereitete man es nicht

mit ranzigem Fette zu. Die Leute, die an den Flüssen oder an der Meeresküste leben, essen zuweilen auch Fische, aber sehr selten. Sie sind viel zu träge, um den Fischfang ordentlich zu betreiben. Fleisch oder Geflügel, obgleich in großem Ueberflusse und zu den billigsten Preisen vorhanden, werden nur bei besonderen Gelegenheiten genossen. Man hält gewöhnlich zwei Mahlzeiten, eine Morgens, die andere Abends. Das dabei übliche Getränk ist der Ranagung (Reiswasser), welcher auf folgende Art bereitet wird: Man kocht in einem Gefäße Reis und brennt ihn vorsätzlich an, so daß sich auf dem Boden des Gefäßes eine Kruste bildet; dann gießt man Wasser hinzu und läßt es aufkochen. Dieses Wasser erhält die Farbe eines sehr blassen Kaffee's und schmeckt für einen europäischen Gaumen, wie alles Angebrannte — ganz abscheulich; die Eingeborenen finden es aber köstlich und essen dazu mit dem größten Wohlbehagen auch die angebrannte Kruste.

Die Malegaschen halten viele Sklaven, die freilich hier von sehr geringem Werthe sind. Ein Sklave kostet 12 bis 15 Thaler, und zwar ohne Unterschied des Alters. Dessenungeachtet werden Kinder von 8 bis 10 Jahren viel lieber gekauft als Erwachsene, da man von der im allgemeinen ganz richtigen Ansicht ausgeht, daß man die Kinder nach Willen ziehen kann, während an einem Erwachsenen, der bereits schlechte

Gewohnheiten angenommen hat, nicht leicht mehr etwas zu ändern ist. Erwachsene Männer sind nicht feil, ausgenommen solche, die frei waren, jedoch zur Strafe für irgend ein Verbrechen öffentlich versteigert werden, und von den Sklaven nur jene, die bei ihren Herren nicht gut thun. Die Sklavinnen stehen im Durchschnitt höher im Preis als die Sklaven, und einen sehr großen Werth legt man auf die Seide-Weberinnen, von welchen eine geschickte oft mit 200 Thalern bezahlt wird.

Die Lage der Sklaven ist hier wie bei allen wilden oder halbwilden Völkern ungleich besser als bei den Europäern und Kreolen. Sie haben wenig zu arbeiten, bekommen ungefähr die gleiche Nahrung, die ihre Herren genießen, und werden selten gezüchtigt, obgleich die Landesgesetze dieß durchaus nicht verbieten; im Gegentheil der Herr kann seinen Sklaven mit dem Tode bestrafen; nur darf der Stock, dessen er sich zur Züchtigung bedient, nicht mit Eisen beschlagen sein. In diesem Falle wird der Herr zu einer Geld- oder anderen Strafe verurtheilt.

Sehr entwickelt ist in Tamatavé der Diebstahls-Sinn, und zwar nicht allein bei den Sklaven, sondern so ziemlich bei der ganzen inländischen Bevölkerung — Offiziere und Beamten nicht ausgenommen. Ich machte die Erfahrung auf meine eigenen Kosten. In dem Häuschen, welches mir Mademoiselle Julie zur Wohnung angewiesen hatte, war an der Thüre kein Schloß vor-

handen. Da es aber ihrem Wohnhause ganz nahe in dem Bezirke der übrigen Gebäude lag, und mich Mademoiselle Julie nicht von der Liebe ihrer Landsleute zu fremden Gegenständen unterrichtet hatte, kam es mir nicht in den Sinn, mißtrauisch zu sein. Eines Tages, als ich zu Tisch gerufen wurde, ließ ich zufällig meine Uhr — ein theures Andenken einer Freundin aus New-York — auf dem Tische liegen. Abends als ich nach Hause kam, war sie verschwunden. Ich kehrte sogleich zu Mademoiselle Julie zurück, um sie davon in Kenntniß zu setzen und zu fragen, auf welche Art ich wieder zu dem Besitze meiner Uhr gelangen könnte; ich wäre gerne bereit, demjenigen, der sie mir wieder schaffe, einige Thaler zu geben. Mademoiselle Julie erwiderte mir mit der größten Gleichgiltigkeit, daß da nichts zu machen sei — die Uhr habe wahrscheinlich einer der Haus-Sklaven gestohlen; übrigens stehle hier Jedermann und ein anderes Mal möchte ich, wenn ich mein Häuschen verließe, den Fensterbalken und die Thüre verschließen. Sie gab sich nicht einmal die Mühe, einen oder den anderen ihrer Sklaven zu befragen, und das einzige, was der Verlust meiner Uhr bewirkte, war, daß ich mit vieler Mühe am dritten Tage ein Schloß an meine Thüre erhielt.

Die nahe Umgebung von Tamatavé besteht aus nichts als Sand; erst eine bis zwei Meilen landeinwärts

fängt die Vegetation an. So weite Spaziergänge konnte ich aber nicht unternehmen, da es täglich regnete und der Europäer sich in diesem Lande weder dem Regen aussetzen, noch unmittelbar nach einem Regen in das Freie gehen darf; die geringste Feuchtigkeit zieht ihm sofort das Fieber zu.

Zufällig erfuhr ich von Mademoiselle Julie, daß sie Eigenthümerin zweier Besitzungen sei, welche sieben Meilen von der Stadt, ganz nahe an den Waldungen gelegen und von ihren Söhnen bewohnt seien. Ich hoffte daselbst schöne Spaziergänge machen zu können und große Schätze für meine Insekten-Sammlung zu finden, ich ersuchte daher Mademoiselle Julie, mich dahin bringen zu lassen.

Hier zu Lande bedient man sich zum Reisen eines leichten Tragstuhles, „Takon" genannt, welcher zwischen zwei Stangen befestigt und von vier Männern getragen wird. Selbst wenn man einen Weg von kaum einigen hundert Schritten zu machen hat, benützt man den Tragstuhl. Zu Fuß gehen blos die Sklaven und ganz arme Leute. Auf Reisen hat man statt vier Träger deren acht oder zwölf, die sich beständig ablösen.

Ich verließ Tamatavé früh Morgens; der Weg nach Antandroroho (so hieß eine der Besitzungen meiner Wirthin) war ganz gut, besonders als wir aus dem Sandgebiete in jenes der Vegetation kamen, wo

es keine Hügel gab. Die Träger liefen mit mir, als wäre ich gar keine Last für sie gewesen, und wir legten die sieben Meilen in 1 ¼ Stunden zurück. Auf Antandroroho lebte der jüngere Sohn von Mademoiselle Julie, ein junger Mann von 22 Jahren, der seine Erziehung theilweise in Bourbon genossen hatte. Ich hätte dieß wahrhaftig nie vermuthet, denn außer der europäischen Kleidung und der französischen Sprache hatte er nichts vor seinen Landsleuten voraus — er war durch und durch wieder Malegasche geworden.

Man wies mir in seinem Hause eine kleine reinliche Kammer an, mit Matten ausgelegt, aber ohne Möbel; ich setzte mich auf meinen Reisesack und erwartete das Frühstück. Mademoiselle Julie hatte mich nämlich mit leerem Magen abreisen lassen, und so war es natürlich, daß ich mich sehr nach irgend einer Stärkung sehnte; aber Stunde nach Stunde verging und niemand rief mich zu Tische. Ich schrieb dieses lange Ausbleiben des Frühstückes meiner Ankunft zu und schmeichelte mir, daß meinethalben irgend ein besonderes Gericht zubereitet, vielleicht gar ein Huhn geopfert und dadurch die Mahlzeit so verzögert würde. Nach langem Warten kam endlich ein Sklave und sagte mir einige malegaschische Worte, die ich zwar nicht verstand; desto besser verstand ich aber seine Winke, die mich einluden, ihm zu folgen.

Ich gelangte in eine andere Kammer, auch ohne Möbel, in deren Mitte eine Matte auf dem Boden gebreitet war. Auf der Matte lag ein großes Stück Blatt und rings herum mehrere kleinere, ersteres stellte die Schüssel, letztere die Teller vor. Für mich hatte man die Aufmerksamkeit gehabt, einen wirklichen Teller mit einem wirklichen Eßbestecke herbeizubringen und eben so auch einen Stuhl — meine Wirthe kauerten sich auf den Boden. Ein Sklave erschien mit einem Kessel voll Reis und schüttete dessen Inhalt auf die improvisirte Schüssel, dann brachte er noch gekochte Bohnen und in einem großen Topfe einen getrockneten, in Wasser wieder aufgekochten Fisch, der so übel roch, daß ich Mühe hatte an der Tafel zu bleiben. Das gehoffte Huhn blieb aus. Ich gedachte unwillkürlich der als so wild und grausam verschrieenen Dayaker auf Borneo. Die aßen auch nur ihren Reis, aber mir gaben sie jedesmal ein Huhn dazu, und hier bei einem halb-civilisirten Wirthe und in einem Lande, wo das Geflügel so häufig und so billig ist, mußte ich mich mit dem Reis und den Bohnen begnügen. Die Eingeborenen essen auf eine Art und Weise, welche nichts weniger als einladend ist. Sie bedienen sich statt des Löffels eines Blattes, das sie sehr geschickt zusammenfalten und mittelst welches sie nicht blos den Reis und die Bohnen zum Munde führen, sondern selbst flüssige Gegenstände aus Töpfen

zu schöpfen verstehen. Dieser Blattlöffel ist sehr groß, sie sperren den Mund so weit als möglich auf, und schütten die Speise hinein. So weit wäre noch alles gut, das Unappetitliche besteht aber darin, daß auf dem Löffel, nachdem sie ihn zum Munde geführt haben, gewöhnlich ein kleiner Rest bleibt, und daß sie damit immer neuerdings aus der gemeinschaftlichen Blattschüssel fassen.

Neben dem Fischtopfe sitzt gewöhnlich ein Sklave, dessen Amt darin besteht, die Brühe aus dem Topfe zu schöpfen und über den Reis zu gießen, welchen die Leute auf ihre Löffel gefaßt haben. Der Fisch selbst wird stückweise in die Hand genommen und wie Brot gegessen.

Es nimmt mich nicht Wunder, daß der Malegasche, der nie sein Land verlassen, der nie etwas besseres gesehen hat, auf diese Weise lebt; aber wie der junge Mann, der seine Erziehung unter Europäern genossen, so ganz wieder die Gewohnheiten seiner Landsleute annehmen konnte, das begriff ich wahrlich nicht. Und nicht blos in der Art zu essen und zu trinken war dieß der Fall, sondern auch in allem übrigen. Stundenlang konnte er auf seinem Ruhestuhl sitzen, ohne sich mit einem Buche oder sonst etwas zu beschäftigen; ja der ganze Tag verging mit nichts als Ruhen, Tabakrauchen und der Unterhaltung mit seinen geistreichen Sklavinnen, die ihn fortwährend umgaben.

Mit wahrer Betrübniß hatte ich bereits in Tamatavé bemerkt, daß die wenigen Christen, die daselbst leben (einige Europäer und Kreolen aus Bourbon), anstatt durch anständiges Benehmen, durch reinen Sittenwandel den Eingeborenen ein gutes Beispiel zu geben, sie zu verbessern und zu sich zu erheben, im Gegentheil zu dem Volke herabgesunken sind und dessen unsittliche Gewohnheiten angenommen haben. So schließen sie z. B. keine Ehen, sondern gleich den Eingeborenen wechseln sie die Frauen nach Laune, halten wohl auch mehrere zu gleicher Zeit; auch lassen sie sich ausschließend von Sklavinnen bedienen.

Manche von diesen Leuten senden zwar ihre Kinder nach Bourbon, ja sogar nach Frankreich, aber zu welchem Zweck? — Hat der junge Mann wirklich etwas gelernt, hat er sich bessere Sitten angeeignet, sobald er nach Haus kommt, wird durch des Vaters schlechtes Beispiel nur zu rasch wieder alles verdorben.

Was ich aber ganz unbegreiflich finde, ist, daß ein Europäer, nachdem er sich hinlänglichen Reichthum erworben hat, um in seinem Vaterlande bequem leben zu können, freiwillig in diesem Lande bleibt. Und doch lernte ich ein solches Wunder in einem Herrn X.... kennen. Dieser Mann hat im Handel ein bedeutendes Vermögen erlangt und war vor einigen Jahren nach seiner Heimath, nach Frankreich gereist, mit dem Vor-

satze, dort zu bleiben. Der Umgang mit geistreichen Männern, mit gebildeten Frauen schien ihm aber keine Entschädigung zu bieten für das träge, rein thierische Leben auf Madagaskar — er kehrte bald wieder nach Tamatavé zu seinen Sklavinnen zurück und wird wohl da seine Tage beschließen. — Der Europäer ist doch wirklich ein sonderbares Wesen — in Europa findet er nicht leicht ein Mädchen nach seinem Geschmacke, da muß seine Auserwählte alle denkbaren guten Eigenschaften besitzen, und hier ist er bezaubert von schwarzen oder schmutzig braunen, plumpen Schönheiten, die ich wahrlich eher dem Affen- als dem Menschen-Geschlechte zuzählen möchte! Ich bedauere die Männer, die so tief sinken können, allen Geschmack am Schönen und Edlen, alle Erkenntniß der menschlichen Würde zu verlieren. Möchten sie doch bedenken, welch' üblen Einfluß ihr böses Vorbild auf die Eingeborenen übt, wie sehr die Civilisation der letzteren dadurch gehemmt wird!

Doch zurück zu meinem liebenswürdigen Wirthe. Das prachtvolle Frühstück war vorüber, meine Hoffnung getäuscht. Doch gab ich mich nicht der Verzweiflung hin, ich baute neue Luftschlösser auf das Hauptmahl, welches immer Abends abgehalten wird. Mit größter Ungeduld erwartete ich die Stunde — — neue Enttäuschung! Es erschienen dieselben Gerichte wie bei dem Frühstück, nicht eines weniger, nicht eines mehr.

Das fand ich doch gar zu arg. Zum Glück war der ältere Bruder meines Wirthes von der zweiten Besitzung herübergekommen, ebenfalls ein junger Mann, der nicht nur auf der Insel Bourbon, sondern sogar neun Jahre in Paris gewesen war. Obwohl er gleich seinem Bruder das Abendessen auf echt malegaschische Weise mittelst des Blatt-Löffels verzehrte, faßte ich doch mehr Zutrauen zu ihm und lud mich ohne Umstände für den nächsten Morgen zum Frühstück bei ihm ein — schlechter konnte es mir ja keinesfalls ergehen.

Abends machte man mir in meiner Kammer auf dem Boden ein recht gutes Bett zurecht, vergaß aber leider das Musquito-Netz. In Folge dessen konnte ich die ganze Nacht kein Auge schließen.

Bevor ich mich zur Ruhe begab, ersuchte ich meinen Wirth, mir Morgens eine Tasse Milchkaffee in mein Zimmer zu schicken. Was brachte man mir aber? Ein Waschbecken voll Milch und etwas Zucker, allein weder Kaffee, noch Tasse, noch Löffel. Das Waschbecken benahm mir natürlich alle Lust an der sonst ganz gut aussehenden Milch. Ich fragte nach dem Kaffee — da sah ich, daß man erst darnach suchte, daß er erst gebrannt werden sollte. Ich dankte für Milch und Kaffee, nahm Abschied von meinem gastfreundlichen Wirthe und begab mich abermals ohne Frühstück auf den Weg.

Wir fuhren in einem Kahn auf dem hübschen Flusse Joondro, der sich eine halbe Meile von hier in die See ergießt, nach der Behausung des Pariser Malegaschen. Er bewohnte ein hübsches Haus, kam mir schon von weitem entgegen und führte mich sogleich in den Speisesaal, wo ich zu meiner großen Freude den Tisch auf europäische Weise gedeckt und mit einem reichlichen guten Mahl besetzt fand.

Dieser junge Mann zeichnete sich überhaupt von jenen seiner Landsleute, die gleich ihm in Bourbon oder Europa gewesen waren, sehr vortheilhaft aus. Ich glaube, er ist der einzige, der sich nicht bestrebt, alles, was er in Europa gelernt hat, so rasch als möglich wieder zu vergessen. Ich fragte ihn, ob er Paris nicht vermisse, ob er kein Verlangen darnach habe, dort zu leben. Er erwiederte mir, daß er freilich gerne in einem civilisirten Lande leben möchte, daß aber andererseits Madagaskar sein Vaterland sei, und daß er seine ganze Familie hier habe, von welcher sich zu trennen er sich nicht entschließen könne.

Man sah es ihm an, daß dieß keine leeren Worte waren, daß er auch fühlte, was er sprach. Dieß überraschte mich sehr, denn im allgemeinen ist nichts lächerlicher, als wenn ein Malegasche von seiner Familie, von Familien-Banden spricht. Ich kenne kein sittenloseres Volk als das von Madagaskar, und wo ähn-

liche Sitten-Verderbniß herrscht, können die Familien-Bande nur höchst lose sein.

Meine Feder erlaubt mir nicht, eine Beschreibung zu geben von den vielen unsittlichen Gebräuchen, die nicht blos unter dem Volke, sondern in den höchsten Familien des Landes üblich sind, und welche den Leuten ganz natürlich erscheinen; ich kann nur sagen, daß die Keuschheit einer Frau hier nicht den geringsten Werth hat, und daß, was Ehen und Nachkommenschaft anbelangt, so sonderbare Gesetze herrschen, wie gewiß nirgends in der Welt. So kann sich z. B. der Mann von seinem Weibe scheiden lassen und ein anderes nehmen, so oft er will. Die Frau kann zwar auch mit einem anderen Manne leben, darf sich jedoch nicht wieder verheirathen; alle Kinder aber, die sie gebiert, nachdem sie von ihrem ersten Manne geschieden ist, werden dessenungeachtet als diesem angehörig betrachtet. Der eigentliche Vater hat nicht das geringste Recht auf sie, und die Mutter muß sie ihrem ersten Gatten auf dessen Verlangen augenblicklich ausliefern. Auch wenn der Mann stirbt, werden alle Kinder, die seine Witwe in der Folge gebiert, dem Verstorbenen zuerkannt. Diesem Gesetze zufolge kommt es, daß der Prinz Rakoto, Sohn der Königin Ranavola, obwohl erst lange Zeit nach König Radama's Tode geboren, dennoch als dessen Sohn gilt.

Sehr häufig geschieht es auch, daß Männer, die von ihren Frauen keine Kinder haben, sich mit Mädchen in gesegneten Umständen verheirathen, um ein Kind zu bekommen und es das ihrige nennen zu können. Diese Sucht nach Nachkommenschaft wird durch ein Gesetz veranlaßt, welches dem Staat das Vermögen jedes Mannes zuerkennt, der kinderlos stirbt.

Unter solchen Verhältnissen von Familien-Banden zu sprechen, klingt natürlich sehr komisch, und hätte ich nicht bei verschiedenen Gelegenheiten an meinem Wirthe eine wirklich seltene Gemüthlichkeit beobachtet, so würde ich seinen Aeußerungen wenig Glauben geschenkt haben.

Ich unterhielt mich viel mit ihm und fragte ihn ferner, ob er denn gar kein Bedürfniß fühle nach einem geistreichen Umgange, nach jenen angenehmen gesellschaftlichen Verhältnissen, wie sie in Europa bestehen; ob es ihm nicht schwer fiele, beständig unter diesen rohen, unkultivirten Menschen zu leben? — Er gestand mir zu, daß der gänzliche Mangel an Bildung bei seinen Landsleuten ihm deren Gesellschaft nicht sehr angenehm mache, daß er aber seine Zerstreuung in Büchern suche, die er lese und studiere. Er nannte mir einige sehr gute Werke, welche er von Frankreich mitgebracht hatte.

Mir that es um diesen jungen Mann wirklich leid. Ich will gerade nicht behaupten, daß er sich durch besonderen Geist und Scharfsinn auszeichnet; aber er

besitzt hinreichendes Talent und verbindet damit so viel Herz und Gemüth, daß er sich in jedem Lande der Welt Freunde erwerben würde. Schade um ihn — hier, bei gänzlicher Entbehrung jedes besseren Umganges wird er wohl auch wieder nach und nach ganz zum Malegaschen werden.

Ich blieb bei Herrn Ferdinand Fiche, so ist sein Name, einen Tag; das Wetter war fortwährend so schlecht, daß ich weder Spaziergänge machen, noch mich mit dem Insekten-Fange beschäftigen konnte. Am folgenden Tage kehrte ich nach Tamatavé zurück.

Inhalt des ersten Bandes.